

Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **55 (1959)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erste Lieferung: Karten 1–12 mit Erläuterungen (= Kommentarband 232 S.), herausgegeben von *Matthias Zender*. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1959.

Dem Atlasfrühling der 30er Jahre folgt nun ein Atlassommer der 50er Jahre. Wir haben hier (SAVk 54, 36) hingewiesen auf den Atlas über Svensk Folkkultur, dessen erster Teil 1957 erschienen ist, sodann (SAVk 54, 160) auf die 1958 herausgekommene Probelieferung der neuen Fassung des Polnischen Volkskundeatlases. Bald wird auch das niederländische Werk von Maurits de Meyer und P. J. Meertens anzuzeigen sein. Jetzt aber liegen uns die ersten kommentierten und endgültigen Lieferungen des ADV in der neuen Folge und des AÖV vor, deren Vorläufer und erste Proben wir hier 1957 (SAVk 53, 233) freudig begrüsst haben. Die europäische Atlasfamilie wächst und entwickelt sich.

Ein imposanter Torso, aber eben ein Torso, liegt aus den Jahren 1937–1940 der erste Band des ADV vor, 120 Karten (ohne Kommentar!), auf denen im dichten Netz von rund 20000 Orten das ganze deutsche Sprachgebiet (ohne die deutsche Schweiz) bis nach Königsberg, ja bis zu den Sprachinseln von der Slowakei hinüber nach Bessarabien und Banat eingefasst ist, Dokument eines untergegangenen Reiches und mehr noch einer untergegangenen Welt.

Nach 15 Jahren hat Matthias Zender 1954 die schwierige Aufgabe übernommen, den Torso zu neuem Leben zu erwecken oder genauer: dem über den Krieg hinweg geretteten, grossenteils noch nicht verwerteten Material die neue, zeitgemässe Gestalt zu geben. Auf Stoffsammlungen in der Gegenwart wurde vorläufig verzichtet. Der ADV ist in seiner neuen Folge also sozusagen ein historischer Atlas, der ein Zeitbild entwirft, das ein Vierteljahrhundert zurückliegt, ein Vierteljahrhundert, in dem sich mehr gewandelt hat als in manchem Jahrhundert vorher. Der deutsche Osten ist zur Geschichte geworden, aber ebenso der bäuerlich-konservative Westen, den die Karten z.T. noch widerspiegeln. Gerade die Geschichtlichkeit des Materials kann für die NF des ADV zum wissenschaftlichen Vorzug werden, in einer Hand jedenfalls wie in der Matthias Zenders, welcher besonders durch seine hellichtigen Aufsätze zur kulturellen Krise des Landvolks (vgl. Rez. SAVk 53, 235) sein wissenschaftliches Verständnis für die Gegenwart bewiesen hat. Von diesem Standpunkt aus wird die geschichtliche Distanz fruchtbar.

Dass wir dem 2. Band des ADV (120 Bll. mit 250–280 Karten) mit begründeter Zuversicht entgegenblicken dürfen, beweist seine in diesem Jahr erschienene erste Lieferung. Die Karten im Masstab 1:2 Mill. und 1:4 Mill. können und müssen in Drucktechnik und äusserer Gestaltung vorwiegend dem in dieser Hinsicht guten Vorbild des ersten Bandes aus der Vorkriegszeit folgen, dessen bewährte technische Grundlagen im wesentlichen Herbert Schlenger gelegt hatte. Ganz neu und hochehrfrohlich ist aber der Kommentar, welcher dem Fernerstehenden die Karten erst benutzbar macht. Ohne Überschätzung des Eigenen dürfen wir wohl sagen, dass die grundsätzlichen Übereinstimmungen in den Kommentaren des ADV und des ASV auf eine notwendig sich ausbildende Normalform der begleitenden Erläuterung eines volkskundlichen Kartenwerks hinweisen. Die Unterschiede, welche schon aus der verschiedenen Raumgrösse und der verschiedenen Methode der Werke sich ergeben, übersehen wir nicht, ebensowenig die persönliche Prägung des Werkes, welche sich gerade in der exakten und klugbehutsamen Sachlichkeit ausdrückt. Hier braucht man jene Posaumentöne, welche einst die Volkskunde vergällten (und heute noch da und dort vergällen) nicht zu fürchten, und einer Zusammenarbeit mit ähnlichen Werken anderer Länder steht nichts mehr im Wege. Die Kritik an dem durch Fragebogen gewonnenen (aber keineswegs unbrauchbaren) Material ist ehrlich, scharfsinnig und fragepsychologisch aufschlussreich. Wir erhalten genaue Rechenschaft über die Verwendung und die Interpretation des Materials. Ferner erhalten wir in der genau richtigen Dosierung die nötigen Hilfsmittel, Richtlinien und Anregungen zum Lesen und Verstehen der Karten. Die «Erläuterungen» sind kein bloss technischer Kommentar, sie werden auch nicht zu einer Dissertation über den auf der Karte dargestellten Gegenstand; wohl aber ist es Studierenden möglich, auf Grund dieser Erläuterungen Seminararbeiten oder Disser-

tationen aufzubauen; der durchschnittliche Grundschullehrer wird wohl auch beim ADV auf die «Volksausgabe» warten. Sehr zu rühmen sind schliesslich die den einzelnen Fragen beigegebenen Literaturverzeichnisse in ihrer sinnvoll gegliederten Fülle.

Leider fehlt der Raum, diese grundsätzlichen Bemerkungen an den Themen zu erläutern, welche die erste Lieferung darbietet. Es handelt sich um drei Themen: 1. *Frauenarbeit in der Landwirtschaft* (Karten 2–4) von Günter Wiegelmann. 2. *Brauchtum bei der Heirat* (Karten 5–8) von Lothar Martin. 3. *Volkstümliche Heiligenverehrung* (Karten 9–12) von Matthias Zender. Es ist kein Arbeitskollektiv, aber eine Arbeitsgemeinschaft im besten Sinn, die hier zusammenwirkt in der Einheit eines gemeinsamen Werkes und in der Freiheit des persönlich Schöpferischen. G. Wiegelmann ist durch seine auf moderne industriell-agrarische Entwicklungen zielende Kölner Dissertation über «Natürliche Gunst und Ungunst im Wandel rheinischer Agrarlandschaften» (1958) prädestiniert, das höchst komplexe und in den lapidaren Antworten nur schwer zu deutende Problem der Frauenarbeit zur klaren und doch beziehungsreichen Darstellung zu bringen. Auch der ASV wird ja mit diesen nicht leicht zu interpretierenden Sachverhalten sich noch auseinanderzusetzen haben und dabei die Vorarbeit des ADV dankbar benutzen. Deutlich wird bei diesem Thema die natürliche Dreiteilung des deutschen Raumes, der im wesentlichen auch der oberdeutsche, mitteldeutsche und niederdeutsche Mundartraum entsprechen. Bei den auf die Person des Heiratswerbers konzentrierten Karten zum Hochzeitsbrauch ist es L. Martin gelungen, aus einem teilweise erstaunlich altertümlich anmutenden Material die historischen Schichten, aber auch die verschiedene Sozialstruktur der darin sehr verschiedenen Landschaften herauszuarbeiten. Mit der «Volkstümlichen Heiligenverehrung» hat M. Zender ein Thema aus dem vorhandenen Material ausgewählt, über dessen meisterhafte Beherrschung sein unterdessen erschienenes Werk über «Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde» Aufschluss gibt. Dass die im Atlas gebotene Darstellung der Wetterheiligen und der Viehheiligen vorbildlich ist, versteht sich darum von selbst. – Form und Gepräge der neuen Folge des ADV sind nun in gültiger Weise festgelegt. Wir freuen uns, hier bald die folgenden Lieferungen anzeigen zu können.

Richard Weiss

Giuseppe Cocchiara, Popolo e letteratura in Italia. Turin, Einaudi, 1959. XIII, 566 S., Taf. (Biblioteca di studi etnologici e religiosi, 32). 5000 Lire.

G. Cocchiara (Professor an der Universität Palermo) untersucht den Anteil der Folklore an der italienischen Literatur: spontane Erzeugnisse des Volkes aber auch Werke von Literaten, die die Volkspoese nachahmen wollten: beiden gilt das Interesse des Autors, doch legt er Wert auf eine genaue Unterscheidung. Darüber hinaus verfolgt C. die Entwicklung der Volkskunde als Wissenschaft. Im 18. Jahrhundert gliedern Vico und Muratori Traditionen, Bräuche, Sitten des Volkes in die Geschichte ein und werden somit zu wahren Vorläufern der Romantik und der modernen Volkskunde. Mit der Romantik erwacht die Begeisterung für die nationale Vergangenheit, für Bräuche, Traditionen, Märchen und Volkslieder. Eng damit verknüpft sind die patriotischen Bewegungen und das Ringen nach Unabhängigkeit und Einigung: es sind vor allem Männer des «Risorgimento», die wir unter den Herausgebern von Volksliedern finden: Berchet, Tommaseo, den piemontesischen Diplomaten Nigra (einen Mitarbeiter Cavours), usw. Ende des 19. Jahrhunderts tritt die wissenschaftliche Genauigkeit des Positivismus an Stelle der romantischen und patriotischen Begeisterung; besondere Aufmerksamkeit widmet C. dem Werk von Giuseppe Pitré, dem eigentlichen Begründer der italienischen Volkskunde: als erster hat Pitré Ethnographie und Folklore in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen gerückt, während sie bei den anderen Forschern eher Ergänzungen anderer Gebiete (Literaturwissenschaft, Linguistik, Geschichte) gewesen waren. Reich an Gedanken und Tatsachen, ist dennoch das Werk Cocchiaras kein trockenes Nachschlagewerk, sondern – nicht zuletzt dank dem fließenden und schlichten Stil und den vielen Zitaten, die Volk, Dichter oder Forscher zu Wort kommen lassen – eine lebendige und packende Darstellung der italienischen Folklore; diese erscheint, dank den steten Beziehungen zu Literatur und Geschichte, nicht als etwas Alleinstehendes, sondern als wesentlicher Teil der Entwicklung der italienischen Kultur.

Antonio Stäuble

Giuseppe Cocchiara, Il folklore siciliano. 2 Bde. 4^o. Palermo, S. F. Flaccovio, 1957 (erst 1959 erschienen). I. Bd.: La vita del popolo siciliano. 69 S., 33 Abb. II. Bd.: L'arte del popolo siciliano. 85 S., 44 Abb. (meist farbig).

Seit der «Studio»-Ausgabe «Peasant Art in Italy» und den beiden grossen Werken von Luigi Angelini «Arte minore bergamasca» und G. V. Arata/G. Biasi «Arte sarda» ist, meines Wissens, kein grösseres Bilderwerk über italienische Volkskunde und Volkskunst erschienen. Noch vermissen wir ja immer den gesamtitalienischen Überblick. Um so dankbarer sind wir, wenn wir wenigstens aus einer – geographisch und kulturell geschlossenen – Gegend Italiens ein derartig prächtiges und gediegenes Buch wie das vorliegende erhalten. Wohl konnte Cocchiara die geradezu einzigartigen Vorarbeiten von Giuseppe Pitre mit dessen «Bibliothek» und Museum benützen, aber er hat seine Kenntnisse und seine Liebe zur Sache so hineingewoben, dass ein gänzlich neues, ein persönliches «Fabrikat» daraus geworden ist. Cocchiaras Text ist beschwingt, leicht und flüssig lesbar, oft mit geradezu dichterischer Eleganz geformt. Die Photographien des Buches – sie stammen von mehreren Künstlern auf ihrem Gebiet – sind bezaubernd und bestechend. Es sind Bilder von unerhörter Eindringlichkeit (besonders im ersten Band), Bilder des Momentes, der künstlerischen Erfassung einer Bewegung, eines Kontrastes. Da steht eine Frau auf einem Stuhl; mit weit hinaufgestreckten Händen schmückt sie ein Madonnenkästchen mit prallreifen Orangen; an der kahlen Wand hängt das Kästchen; die kleinen Zweige mit den Früchten und den paar Blättern daran kleben darum herum, füllen die Leere und bleiben doch verloren; aber die Frau hat ihr Opfer gebracht, ihre Liebe geboten. Auf einem andern Bild windet sich eine krumme, s-förmige Gasse, mit grobem Steinpflaster, zwischen finstern Häuserwänden hin: Steine nur, Herbheit, Beklemmung. Dann stehen wir vor dem rührend bemalten kleinen Karren eines Wasserverkäufers; wir spüren etwas von den paar Tropfen Anis, welche er jedem Glas Wasser beimischt. Eine Photo wird ganz ausgefüllt vom vergnügten Gesicht eines Mannes; ein wagrecht gestreiftes Leibchen hat er an, und er spielt auf einer Maultrommel, «scacciapensieri». Und fast wird dieses «Böse-Gedanken-Verscheuchen» zum Leitmotiv für das Buch. Es ist wohl nicht ein herkömmliches, geordnetes und mehr oder weniger erschöpfendes Volkskundebuch. Aber man erfasst – instinktiv, intuitiv – sicherlich viel vom Geiste, vom Leben, von der Eigenart dieser merkwürdigen Insel, welche zwischen dem Orient und dem Okzident liegt, auf welcher die verschiedensten Kulturschichten übereinander liegen: Ureinwohner, Griechen, Araber, Normannen.

Im ersten Band gibt uns Cocchiara einen Einblick in ausgewählte Abschnitte aus dem täglichen Leben: Haus, Küche und Möbel; Jagd und Fangmittel; Fischfang mit den Typen der Netze und der Boote; landwirtschaftliche Geräte (bei den Tesseln wird für Parallelen auf Frankreich, Österreich und Deutschland verwiesen, nicht aber auf die Schweiz, welche hierfür besonders ergiebig wäre); Masse für Wein und Öl; spinnen; Männer- und Frauen-trachten; Lebenslauf; Spielzeug und Musikinstrumente; Feste und Schauspiele. Der zweite Band bringt dann die Volkskunst, wobei dieser Begriff allerdings ungewöhnlich weit gefasst wird, umfasst er doch auch die «Welt der Magie» mit den Objekten des Schaden- und des Gegenzaubers (in diesem Abschnitt werden auch Masken und Festgebäcke eingereicht). Die Kapitel über die Hirtenkunst (Holzlöffel, Miederstecken, Rockenstäbe, Schellenbögen, Hirtenbecher aus Horn, verzierte Kürbisflaschen), Keramik, Krippen und Krippenfiguren (wobei der Sizilianer Francesco Matera als Krippenschnitzer gebührend zu Ehren kommt), Motivbilder, Wirtshausschilder, Marionetten, Kulissenmalereien und selbstverständlich über den allbekannten Sizilianer Wagen geben eindruckliche Beispiele guter Volkskunst. Auch das beigegefügte Bildermaterial ist sehr schön. Wir möchten besonders herausheben: den Schutzzettel gegen Erdbeben, den hübschen Pferdeschmuck mit den rot geflochtenen Kordeln und den roten Wollfadenbüscheln, die köstlichen Spatzen-Scheuch-Männlein mit den Schwingbrettern anstelle der Hände, die entzückend naiven Zuckerwerkfiguren, bemalt in der Art der süssesten Porzellangruppen, und endlich die gediegenen Beispiele alter Keramik. Wildhaber

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, University of Edinburgh. 3. Bd., 1. Teil, 1959. 112 S.

Die ersten drei Aufsätze (von F. V. Emery, Arthur Geddes und A. M. Struthers) geben eine Charakteristik und Wertung der «geographisch-statistischen» Erhebungen, welche über einzelne Kirchgemeinden und Grafschaften in ganz Schottland durchgeführt wurden; es handelt sich um drei verschiedene Unternehmungen, welche je nach dem Standpunkt des Auswerters sehr unterschiedlich – und öfters auch ungerecht – beurteilt wurden und welche nun in ihrer Gesamtheit historisch-objektiv überblickt werden. – Alexander Fenton bringt eine ausgezeichnete Zusammenstellung von rund 600 Sprichwörtern und Redensarten (auffällig ist die grosse Zahl der «as --- as ---» Vergleiche) aus zwei Kirchgemeinden in Aberdeenshire; alle sind direkt aus der gesprochenen Sprache aufgezeichnet und nicht gedruckten Sammlungen entnommen. Besondere Erwähnung verdient auch die gründliche Bibliographie. – Reizvoll sind die vier Erzählungen eines Geschichtenerzählers von der Insel North Uist; sie sind aufgezeichnet und mit englischer Version wiedergegeben von Kenneth Jackson; einige Einzelzüge sind ausserordentlich interessant. – Aus der Gruppe der Miscellen möge nur der Beitrag über Eggenformen aus North Uist erwähnt sein; die Dreiecksform weist Ähnlichkeit mit der sog. «schwedischen» Egge auf (cf. N. G. Heine, *Den svenske harve i Danmark: Danske Museer* 3, 1952, 33–40). Wildhaber

Wissenschaftliche Informationen zur Volkskunde, Altertumskunde und Kulturgeographie aus dem östlichen Europa, herausgegeben vom Institut für Kultur- und Sozialforschung in München (Schriftleitung Editha Langer). München, Verlag Robert Lerche vorm. I. G. Calve Prag, 1958 ff.

Es besteht ein menschliches, ein wissenschaftstheoretisches und ein stoffliches Bedürfnis nach einer solchen Quellensammlung, die einen Blick durch den Eisernen Vorhang tun lässt. In der Einleitung steht: «Die wissenschaftlichen Informationen sollen rein sachlich, ohne eigene Stellungnahme, ein klares Bild der tatsächlichen Verhältnisse in den bezeichneten Wissenschaftsbereichen darbieten.» «Es werden grössere Abhandlungen von Forschern dieser Länder ... in wörtlicher Übersetzung gebracht; weiters sollen zusammenfassende Referate über einzelne Sachgebiete ... eine Gesamtübersicht vermitteln.» Drei Hefte dieser höchst begrüssenswerten Sammlung sind 1958 erschienen. Weitere sind geplant.

Heft 1: *Otakar Nabdil*, Zehn Jahre tschechoslowakischer Ethnographie (1945–1955). Wenn man diese Arbeit eines führenden Theoretikers der linientreuen marxistischen Ethnographie liest, hat man das Gefühl, die Tschechoslowakei sei uns heute so ferne gerückt wie China. Die Sprech- und Denkweise des «Ostens» muss man zu verstehen suchen wie einen scholastischen Traktat, in ständigem Bezug auf den dogmatischen Hintergrund und auf die Parteiterminologie. Ein direktes Verständnis oder gar eine Diskussion gibt es hier nicht mehr. Der Hauptteil des Heftes besteht in einer vernichtenden Papierschlacht gegen die «bourgeoise Volkskunde» vor 1945, gegen den «dilettantischen positivistischen Empirismus», welcher herrschte, bis die Sowjetarmee und die Sowjetethnologie das Morgenrot der neuen Wissenschaft heraufführten. Die «fortschrittlichen» Grundlagen dieser neuen Ethnographie bestehen in der uralten und (nach reaktionärer westlicher Auffassung) längst überholten «Urgesellschaft» ('Ancient Society' London 1877) von Lewis H. Morgan, aus welcher F. Engels sein (1884 zuerst in Hottingen-Zürich erschienenenes) gesellschaftstheoretisches Hauptwerk schöpfte, und von hier führt die mehr oder weniger gerade Linie zu Stalins «genialem Werk» «Der Marxismus und die Frage der Sprachwissenschaft». Von dieser Festung aus wird der dekadente Positivismus und der angebliche Evolutionismus der westlichen Wissenschaft bekämpft durch den «konsequenten Historismus» marxistischer Prägung. Gegenüber dem «tiefreaktionären und feindlichen Kosmopolitismus» der bourgeoisen Ethnographie kommt die Romantik zu neuen Ehren mit «den glanzvollen, fortschrittlichen Traditionen der Vergangenheit» (sic! in östlichem Parteichinesisch), in der Erinnerung an «das patriotische Werk der nationalen Erwecker». Der aus der Nazizeit bekannte Nationalismus in der Volkskunde bleibt im Osten aktuell. – Die Probe mag genügen, um zu zeigen, wie tief und unüberbrückbar der Graben zwischen östlicher und westlicher Wissenschaftstheorie geworden ist.

Neben dem theoretischen Gefecht kommt der Bericht über die praktische Arbeit¹ etwas zu kurz. Programmatisch hervorgehoben werden die «Feldforschungsarbeit im Arbeitermilieu der Industriegebiete» und «die alten Traditionen des Bergbaues und des Hüttenwesens». In der Tat gibt es dazu die auch hier besprochene (vgl. SAVk 53 [1957] 43f), nach Stoff und Ausstattung gewichtige Lokalmonographie des bäuerlich-bergmännischen Dorfes Žakarovce in der Slowakei, das Werk eines ganzen Forschungskollektivs. Aber als «völlig neue Erscheinung» kommt dem kapitalistischen Westen die Arbeitervolkskunde doch nicht vor (im Gedanken etwa an Brepohls Ruhrvolk, an Erixons Hamnarbetare, an Bulls Arbeidermiljø, oder an die Bergbauvolkskunde von Heilfurth, Kirnbauer, L. Schmidt u.a.). Auch mit dem gewiss löblichen «Einfangen der Erinnerungen alter Arbeiter» sind Schweden und Norwegen vorangegangen. Doch ist es wohl so, dass die östlichen Ethnographen von der Arbeit der westlichen Volkskunde noch weniger wissen – wissen wollen oder wissen dürfen – als wir umgekehrt vom Osten.

Heft 2: *Pavel I. Kušner*, Die ethnographische Erforschung der gegenwärtigen ländlichen Lebensweise in der UdSSR.

Selbst die massgebende Sowjetethnologie schlägt sich noch ausführlich mit den Positivisten und den Volkstümlern (narodniki) herum, obwohl sie schon in den dreissiger Jahren «mit dem bourgeoisen Einfluss Schluss gemacht hat». Von den Prozessen des ländlichen Lebens hat man überhaupt nichts verstanden, bis Lenin der Forschung darüber die Augen öffnete. Nun aber werden «Brigaden» von Gelehrten in alle Sowjetrepubliken auf Expeditionen gesandt. «Es wird der Einfluss der sozialistischen gesellschaftlichen Verhältnisse und insbesondere des Kolchosesystems auf alle Seiten des Lebens der Landbevölkerung, auf die Lebensweise der Familie, auf das kulturelle Niveau der Bevölkerung, auf ihre moralischen Anschauungen erforscht. Besonders wird die Frage nach der Dorfintelligenz, ihrer Lebensweise, ihrer kulturellen Rolle im Dorfe gestellt. Es wird die künstlerische Laienbetätigung, das Volksschöpfertum erforscht.» Zweifellos wäre es interessant, das Resultat einer solchen von einer «Brigade» von Spezialisten durchgeführten «komplexen» Untersuchung kennen zu lernen und damit, wenn auch im Zerrspiegel, etwas von der sozialen Wirklichkeit der Kolchose als einer «neuen Siedlung» (im Sinne von Bausingers Buch; vgl. die Rezension S. 222f.) kennen zu lernen.

Sehr merkwürdig mutet in ihrer Schlussfolgerung die zweite Arbeit («Ethnographische Veränderung in völkischen Mischgebieten») desselben Verfassers an: Die unter der (damals) unerlässlichen Berufung auf Stalin geforderte Erforschung der nationalen Besonderheiten geht darauf hinaus zu zeigen, dass im Baltikum wie am Kuban im Schmelztiegel des Kollektivs die kleinen Zellen (der verschiedenen Nationalitäten) «freiwillig» in grossen «Massiven» aufgehen. «Sprache und Nationalität kommen schliesslich und endlich in absoluten (lies: totalitären und russischen) Einklang.»

Heft 3: *Ján Podolák*, Zehn Jahre slowakische Volkskunde. Hier wird der in Heft 1 gegebene Überblick für die altertümliche, als Reliktgebiet bekannte Slowakei spezifiziert, wobei im unvermeidlichen Kampf gegen den Westen unter den die Volkskunsttheorie der bourgeoisen Zeit verderbenden Einflüssen noch vor dem bösen Naumann unser Hoffmann-Krayer zitiert wird: In der Tat wäre es auch uns lieber, wenn Hoffmann den wie ein Phoenix aus der Asche immer wieder aufstehenden Satz «Das Volk produziert nicht, es reproduziert» nicht gesagt hätte; aber während wir in diesem Orakelspruch das Erbe der Volksmystik fürchten, wird er umgekehrt im Osten wie einst im Dritten Reich als eine Beleidigung des «Volksschöpfertums» verurteilt.

Richard Weiss

Gerhard Heilfurth, Glückauf! Geschichte, Bedeutung und Sozialkraft des Bergmannsgrusses. Essen, Verlag Glückauf GmbH, 1958. 224 S., 50 Abb. DM 22.-.

Der Verfasser, welcher aus einer Bergmannsfamilie stammt und heute den Lehrstuhl für Volkskunde und Soziologie an der Universität Giessen innehat, widmete den besten

¹ Zur Ergänzung wäre hinzuweisen auf Günther Jarosch, Bibliographie der tschechischen und slowakischen volkskundlichen Literatur 1945–1956 (614 Nummern), in: Zs. f. Slawistik 2 (1957) 437ff.

Teil seiner wissenschaftlichen und persönlichen Stosskraft seit seinen Studentenjahren der Bergbauvolkskunde, die in den letzten Jahren zu einem bedeutenden Zweig der Industrievolkskunde geworden ist. So rechtfertigt sich das zunächst vielleicht merkwürdig erscheinende Unternehmen, mit dem einzigen Wörtlein «Glückauf» gleichsam einen Stollen durch das ganze Gebirge bergmännischen Lebens und bergmännischer Geschichte hindurchzutreiben. In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister, und hinter der Monographie über den Bergmannsgruss steht das grosse Werk über «Das Bergmannslied. Wesen, Leben, Funktion» (1954, rez. SAVk 52, 200f.).

Das bergmännische «Glückauf» ist nicht bloss ein Wort, es ist ein Gruss und ein Wunsch mit allen irrationalen Beweggründen, die schon dem Wort «Glück» innewohnen. Vor allem aber entwickelt sich der Gruss zu einem Ausdruck und Emblem einer ständischen Gemeinschaft. Interessant ist es, aus den genauen geschichtlichen Untersuchungen Heilfurths zu entnehmen, dass «Glückauf» seinen Ursprung im Barockzeitalter hat, das sich immer wieder als der fruchtbare Wurzelgrund verschiedenster Volksüberlieferungen erweist. Auf bergmännischen Brauch, auch auf die Standestracht (oder -uniform) hat begreiflicherweise das höfisch landesherrliche Zeremoniell besonders starken Einfluss genommen. Von Adelung bis zum Grimmschen Wörterbuch und der daraus schöpfenden Literatur wird der Bergmannsgruss aus der Hoftrinkordnung des sächsischen Kurfürsten Christian II. hergeleitet. Wenn auch der Verfasser diese Herleitung und Datierung aus quellenkritischen Gründen bestreiten muss, so bleibt doch die Verwurzelung im höfischen Barockzeitalter zu Recht bestehen (S. 34).

Auf dem langen Weg vom Barock bis zur industriellen Gegenwart wird der Gruss durch die verschiedensten Medien hindurch höchst kenntnisreich und zielsicher verfolgt: in der Literatur bis hinauf zu Goethes Faust, in der bildnerischen Ausprägung bis hinunter zur Applikation an allen möglichen Gebrauchsgegenständen, wie sie die Souvenirindustrie, aber auch die liebevolle Bastelei hervorbringen, schliesslich bis zur modernen propagandistischen Inflation des Standeszeichen, das im Ruhrgebiet vom Orts- und Strassenamen bis zum Namen des Kaninchenzüchtervereins überall angewendet und missbraucht werden kann.

Durchwegs aber, und gerade auch im Bereich der breiten Auswalzung, geht es Heilfurth immer um den Nachweis der «Sozialkraft» des Grusses. «Er hat sich neben dem «Heil Hitler» behaupten können und ist heute diesseits und jenseits der Zonengrenze nach wie vor der gemeinsame Gruss der Bergleute» (S. 178).

Hier ist also beispielhaft eine «überlieferte Form» in der sonst so mobilen industriellen Welt nachgewiesen. Der Bergmann erscheint als eine Art Prototyp und historischer Vorläufer des modernen Industriearbeiters. Darin besteht auch die Bedeutung der Volkskunde des Bergbaues, dessen kulturelle Ausstrahlungen schon vor Jahrhunderten die bäuerliche Volkskultur vorbildlich prägten, wie das jüngst Leopold Schmidt am «Volkschauspiel der Bergleute» (1957, rez. SAVk 53, 43) eindrücklich gezeigt hat. Richard Weiss

Nils-Arvid Bringéus, Klockringningsseden i Sverige (Glockenläutsitten in Schweden, mit einer deutschen Zusammenfassung). Stockholm 1958. 351 S. mit zahlreichen Abb. und Karten (Nordiska Museets Handlingar, 50).

In diesem gewichtigen Erstlingswerk aus der guten Schule von Prof. Sigfrid Svensson in Lund schenkt uns der Verfasser nicht nur das modernste, sondern auch das beste und gründlichste volkskundliche Glockenbuch. Gerade weil er sich darauf beschränkt, «die verschiedenen Gestalten und Funktionen der Sitte unter ethnologischem Aspekt, d.h. nach Raum, Zeit und sozialem Milieu zu bestimmen» (so dass Glockensagen, Glockensprüche ebenso wie das rein Technische und Künstlerische wegleiben), wird das abgegrenzte Spezialgebiet zu einem gültigen Masstab für die Entwicklung der Sitte und des kirchlichen Lebens überhaupt.

Der Inhalt gliedert sich folgendermassen: 1. *Instrument – Technik – Glöckner* (besondere Läuttechniken wie das «Kleppen» durch einzelne Schläge, das «Beiern» als eine Art Glockenspiel, das Läuten als Mannbarkeitsprüfung, oft an Glockenattrappen aus Holz, sodann das Treten der Glocken, wobei sich diese überschlagen), 2. *Das Morgen- und*

Abendläuten (aus praktischen Gründen – Feuerwache u.a. – sowie als Gebetsläuten), 3. *Das Läuten zum Gottesdienst* (wobei auch Prim- und Handglocken für die ältere Zeit nachgewiesen und abgebildet werden), 4. *Das Läuten an Feiertagen* (das Neujahrsläuten wurde seit 1924 in ganz Schweden durch das Radio beliebt – wie bei uns die «Glocken der Heimat»), 5. *Das Totengeläut* (dem «Über-Grab-Läuten» beim Ausheben des Grabes kommt apotropäische Bedeutung zu, was schon P. Geiger bemerkte; auch das Läuten im Augenblick des Sterbens, ursprünglich ein Gebetszeichen, wird magisiert, indem man sagt, es helfe der Seele aus dem Fegfeuer), 6. *Beständigkeit und Veränderung der Sitte*.

In Schweden, wo sich, im Gegensatz zu Dänemark und Norwegen, die kirchliche Vereinheitlichung nach der Reformation nicht so entschieden durchsetzte, blieb in der lokalen Differenzierung viel Mittelalterliches erhalten. Der Rationalismus und die Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert liessen allerdings viel starres Traditionsgut dahinschwinden. Interessant ist aber, dass seit 1920 sich nicht nur die technische Mechanisierung des Glockenläutens durchsetzt, sondern auch – typisch für den «ethisch-zweckhaften Traditionalismus» – eine bewusste Erneuerung der Läutbräuche, so zu Gebetszeiten, zu Taufen und Hochzeiten, am Neujahr usw., wobei man das «Stimmungsvolle» des Brauches schätzt. In den Läutbräuchen spiegelt sich ein Stück Kirchengeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Insofern ist das Buch auch ein Beitrag zur religiösen Volkskunde. Auf diesem im protestantischen Bereich noch wenig gepflegten Gebiet durfte sich der Verfasser in Lund der Unterstützung von Prof. Hilding Pleijel erfreuen.

Ebenso gründlich wie die zeitliche Dimension ist auch die räumliche dargestellt. Die zahlreichen Karten in der bekannten skandinavischen Qualität bilden einen speziellen Beitrag zum schwedischen Volkskundeatlas. Sie stützen sich auf ein umfassendes Material, das durch Fragebogen bei den Pfarrern oder Küstern sämtlicher Kirchspiele des schwedischen Sprachgebietes und – weniger intensiv – auch im übrigen skandinavischen Raum erhoben wurde. Dabei lässt sich z. B. die Ausbreitung des modernen Danksagungs-läutens (nach Todesfällen) von Stockholm aus in seinem Stande von 1951 genau verfolgen. Auch das reliquante Zurückweichen des spätmittelalterlichen «Auskleppens» (Ende des Gottesdienstes) nach Gotland und Mittelschweden ist kartographisch eindrucklich. Verschiedene Karten zeigen die typische Trennung des altschwedischen Raumes von dem einst dänischen Südschweden. Vor allem aber erhebt sich immer wieder, für das Mittelalter sogut wie für die Neuzeit, die kulturgeographisch wichtige Frage des Verhältnisses Skandinaviens zu Mitteleuropa. «Norden och Kontinenten» heisst denn auch ein bedeutender Sammelband, welcher auf Grund einer unter diesem Thema stehenden Tagung von Sigfrid Svensson vor kurzem publiziert wurde. Auch dieses Werk aus dem bedeutenden volkskundlichen Zentrum in Lund soll demnächst hier gewürdigt werden.

Richard Weiss

Evel Gasparini, Credenze religiose e obblighi nuziali degli antichi slavi. Venedig, La Goliardica, s. a. (1959). 283 S. (Istituto universitario di Venezia. Facoltà di Lingue e Letterature straniere).

Gasparini, der Slavist der Universitäten Venedig und Padua, legt uns zwei von erstaunlicher Belesenheit und scharfer Kombinationsgabe zeugenden Abhandlungen aus seinen Spezialgebieten vor, mit denen er sich schon seit langer Zeit beschäftigt hat. Wir möchten den interessierten Fachmann wenigstens – wenn auch nur in aller Kürze – auf diese in beschränkter Auflage erscheinende Publikation hinweisen. Der Aufsatz über den «Dio celeste» beginnt mit dem «Gott des Tauchmotivs» (*La pesca della terra*), der in seinen Beziehungen zum Mondkult untersucht wird. Es folgt der «Dio visitatore»: der Gott, der durch ein Dorf wandert, in einem Haus aufgenommen wird und dort Glück bringt (das bekannte Legenden- und Sagenmotiv); es ergeben sich Zusammenhänge mit dem kultischen Spiel. Dieser Gott heisst manchmal *sporyš* = Knöterich (*Polygonum aviculare*), was mit «Fruchtbarkeit» gleichzusetzen ist, also einen Hinweis auf die beginnende Ackerstufe enthält. Natürlich wird auch die Frage nach dem Gotte Perun aufgenommen.

Die zweite Abhandlung geht auf die verschiedenen stammesrechtlichen Fragen und verwandtschaftlichen Verpflichtungen und Stellungen als Folge der Hochzeit ein: matri-lokale und patrilokale Formen und Normen werden angeführt, das Avunkulat wird be-

handelt; auch die Dienstehe wird eingehend erörtert. Gasparini weist auf den interessanten Fall russischer und polnischer Strassendörfer hin, in denen die Verteilung der Häuser nach Sippen geregelt ist und wo, auf der Grundlage des Matriarchats, Heiraten nur entsprechend der Sippenzugehörigkeit erfolgen dürfen. Für seine Thesen holt der Verfasser Beispiele aus allen Teilen und Kulturen der Welt herbei, wobei man sich nicht immer des Eindrucks erwehren kann, dass diese Beispiele zwar oft sehr frappant aber doch nicht bis ins Letzte überzeugend sind. Wildhaber

Hermann Bausinger, Markus Braun, Herbert Schwedt, Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen. Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag, 1959. 193 S., 40 Abb.

Ein Prüfstein der Volkskunde ist die Stadtvolkskunde: Wird es der Wissenschaft von den «überlieferten Formen» gelingen, neuen, bisher noch nie dagewesenen sozialen und kulturellen Verhältnissen gerecht zu werden? Da aber Städte meist Siedlungen aus alter Wurzel sind, unterliegt die bisherige Stadtvolkskunde allzu häufig der Versuchung, in der Stadt einfach allem auszuweichen, was mit den alten Kategorien sich nicht fassen lässt.

Die Planer und Herausgeber des vorliegenden Werkes haben sich dieses Auskneifen von vornherein versperrt, indem sie als Untersuchungsgegenstand zwar «Dörfer» (nach Siedlungsgrösse und Anlage), aber eben Neusiedlungen wählten, die in der Nachkriegszeit aus den Bedürfnissen der Ansiedlung von Flüchtlingen und neuen Industrien geschaffen werden mussten. Solche Neusiedlungen bieten volkskundlich das, was die moderne Grosstadt teilweise bieten würde, nämlich nichts, wenn man nach Volksliedern, Bräuchen und Dorfgemeinschaft sucht. Hier muss also der Vorstoss gewagt werden in das volkskundliche Neuland des modernen Menschen in neugeschaffener Umwelt ohne handgreifliche «überlieferte Formen» und ohne gemeinverbindliche Traditionsgüter. Das ist oder wäre das Neue einer «Stadtvolkskunde». Dabei ist überhaupt zu sagen, dass der Gegensatz Stadt/Dorf volkskundlich nicht mehr so wesentlich ist: Das im Eisenbahnzeitalter noch verkehrsabgelegene Dorf «verstädtert» in der Zeit der Erschliessung des hintersten Erdenwinkels durch den Motor und durch die Allgegenwart der modernen Informationsmittel; Städte aber pflegen mit öffentlichen Mitteln ihre alten Traditionen und lassen am Stadtrand das «Dorf in der Stadt» entstehen.

Dass es sich im vorliegenden Buch nicht nur um neue Siedlungen, sondern auch um neue Wege der Volkskunde handelt, zeigen schon die Kapitelüberschriften des II. (prinzipiellen) Teils: 1. Gruppen, 2. Güter, 3. Planung, 4. Heimat.

Als *Gruppen* – in diesem neutralen Wort bleibt der für die Volkskunde wichtige Gemeinschaftscharakter zunächst dahingestellt – gelten solche Assoziierungen, die «vor der Schwelle des Organisatorischen haltgemacht haben», wie etwa die Spielkameradschaft von Kindern, die Gruppen oder Banden von Jugendlichen, die Fussballmannschaften, die keinen Vereinscharakter tragen, die bekenntnismässigen Zusammenschlüsse ohne Kirchlichkeit. Sie sind nicht als Vereine oder Organisationen zu fassen, sie sind überhaupt quallenhaft beweglich, haben aber etwas Spontanes, d. h. es ist in ihnen ein ursprüngliches Assoziationsbedürfnis, ein Bedürfnis nach «Gemeinschaft» wirksam, und dieses ist gerade am Anfang, in den ersten Jahren der Siedlung sehr stark und nimmt mit der Institutionalisierung der Gruppen, mit der Bildung von Vereinen und Verbänden, ab. Hier, im Erstarren der sozialen Formen, sind die Beobachtungen zu machen, welche für das lebensrechte Verständnis unserer «überlieferten Formen» entscheidend sind. Ohne solche Bereitschaft, das Werden und nicht nur das Sein zu sehen, muss sich die Volkskunde, z. B. von Seiten der Soziologie, den Vorwurf der Blindheit oder der Voreingenommenheit gefallen lassen.

In dem Kapitel *Güter* befindet sich die Volkskunde eher bei sich zuhause, denn in den Mensch–Ding–Beziehungen hat schon immer die Dingseite, d. h. das Gebiet der objektiven Kulturgüter, den Sammel- und Forschereifer unserer «Kulturwissenschaft» gefesselt. Dass die Schlesier in der neuen Siedlung Düren lange Daunendeckbetten vorziehen, kommt den Einheimischen, die an Steppdecken gewöhnt sind, seltsam und komisch vor; den Schlesiern umgekehrt auch. «Die Güter sind Ordnungselemente, mit deren Hilfe man

sich im neuen Raum installiert» (S. 131). Die Güter stehen «im Dienst sozialer Vorgänge», sind «soziale Medien», so z. B. das Gulaschessen, bei dem Flüchtlinge (aus dem Südosten) und Einheimische zusammenkommen. Durch «Erinnerungswertigkeit» werden bei den Flüchtlingen gewisse Bräuche der alten Heimat – z. B. die Sonnwendfeiern in Neugablonz – nicht nur erhalten, sondern aufgewertet in bewusster Pflege: Die einheimischen Kaufbeurener reden von einem «tollen Heimatkult» der Neugablonzer, deren Dialekt breiter und mundartlicher ist als der im sudetendeutschen Herkunftsland übliche. Mutatis mutandis findet man Derartiges nicht nur bei Flüchtlingen, sondern auch beim «unbodenständigen» und «entwurzelter Städter».

Neben dem vielbeklagten (und unbestreitbaren) «Verschwinden alten Brauchtums» müssen auch die neuen Bräuche gesehen werden, und besonders die neue Funktion von Bräuchen. Die «Aufschaukelung» von Gütern und Bräuchen zwischen Einheimischen und Neusiedlern im Sinne gegenseitiger Anregung und Steigerung verdient Beachtung, ebenso der in der Stadtmundart beobachtete «Formenwucher», d. h. das Nebeneinander von zahlreichen gleichberechtigten Formen, welche auch im Brauch, z. B. in der Grussitte, zu beobachten sind. «Ortsbrauch» und «communis opinio» haben ihre Geltung verloren.

Planung ist das bestimmende Merkmal der «neuen Siedlungen» überhaupt, aber auch des modernen, des städtischen Lebens. Damit scheint alles «Organische», alles «Gewachsene», mit dem sich die (romantische) Volkskunde herkömmlicherweise beschäftigt, durch das im Lichte der Vernunft «Gemachte» verdrängt zu sein. Doch ist es eine im vorliegenden Buch eingehend bestätigte Tatsache, dass auch aus Planung Leben wachsen kann (wie einst aus Theresianischen oder Fridericianischen Siedlungen). «Wo die Planung dirigiert, besteht die Gefahr, dass sich die Bewohner der Planung zu entziehen versuchen.» Kräfte der Tradition können vielleicht nirgends besser als in strikte geplanten Neusiedlungen beobachtet werden.

Und *Heimat!* Auch dieser vielgebrauchte Begriff wird hier aus der verblendenden Verklärung der «Heimatsforscher» und aus der schlagworthaften Erstarrung herausgenommen. Heimat ist ja nirgends aktueller als in den Neusiedlungen.

Überhaupt ist das Wichtige und Aktuelle an diesem Buch, dass es uns zum grundsätzlichen Nachdenken über die Volkskunde und über die Gegenwart anregt, ohne uns mit prinzipiellen und methodologischen Allgemeinheiten hinzuhalten. «Unsere Arbeit ist primär keine Aktion zur Klärung methodischer Grundsatzfragen, sondern Reaktion auf bedrängende Probleme der Gegenwart» (S. 15). Wir verlieren die Stofffühlung keinen Augenblick. Doch ist anderseits der I. (deskriptive) Teil, der die untersuchten Siedlungen schildert, keineswegs blosser Rohstoff. Dass eine so grosse und vielfältige Stoffmasse, welche hauptsächlich durch Studierende unter der Leitung des Ludwig-Uhland-Institutes gesammelt wurde, knapp, diszipliniert und ergebnisreich dargestellt werden konnte, ist vor allen Hermann Bausinger zu danken. Von seinem kühnen und sicheren Ausgreifen in neue Bereiche der Volkskunde legt dieses Buch, als eine der wichtigsten volkskundlichen Neuerscheinungen der letzten Jahre, erneut Zeugnis ab. Richard Weiss

Werner Radig, Frühformen der Hausentwicklung in Deutschland. Berlin, Henschel-Verlag, 1958. 212 S., 176 Abb., 4 Karten. (Schriften des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, Deutsche Bauakademie.)

In den letzten Jahrzehnten haben die Ergebnisse der Ur- und Frühgeschichtsforschung die früheren Vorstellungen und Hypothesen über die Anfänge des Hausbaus präzisiert und zum Teil auch korrigiert. Daher ist es begrüssenswert, wenn immer wieder versucht wird, das vorliegende Material zu deuten.

Die Arbeit W. Radigs stellt die gesellschaftlichen Ursachen der Hausentwicklung in den Vordergrund, versucht die Wechselwirkung zwischen Haus- und Siedlungstypen und die Rolle des Werkzeuges für das frühe Bauschaffen zu berücksichtigen. Eine vergleichende Übersicht über Stand und Aufgaben der Hausforschung wird vorangestellt. Die Hauptkapitel umfassen in chronologischer Reihenfolge von der Jungsteinzeit bis zum Mittelalter die Entwicklung der Haustypen. Ein besonderes Kapitel will die geographischen Beziehungen der verschiedenen Haustypen und ihre Verbreitung darlegen.

Im wesentlichen werden die Verhältnisse in Deutschland diskutiert, nur wenige Hinweise beziehen sich auf Nachbarländer. Ausblicke auf die Entstehung des Stadthauses schliessen an. Nach W. Radig sind dabei die Einflüsse der feudalen Wohnbauten (Kemenate, Wohntürme) gering, diejenigen vom Bauernhaus dagegen entscheidend, da das Bauernhaus vorausging und die Stadtbewohner vom Lande zuzogen und ihre Baugewohnheiten mitbrachten.

Das Werk ist – auch wenn manche Darlegungen noch offen sind – sehr wertvoll, vor allem durch die sehr zahlreichen Abbildungen und Grundrisse. Ein Katalog der Hausfunde von der Jungsteinzeit bis ins frühe Mittelalter ordnet die deutschen Fundstellen in übersichtlicher Form. Dabei wurden die wichtigsten ausländischen (auch einige schweizerische) Fundorte miteinbezogen.

M. Gschwend

Leopold Kretzenbacher, Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas. München, R. Oldenbourg, 1959. 128 S., 2 Karten, 16 Abb. auf Taf. (Südosteuropäische Arbeiten, 53). DM 12.–.

Das vorliegende Buch ist für uns um seiner selbst willen und um seines Verfassers willen bedeutungsvoll, sodann aber prinzipiell aus drei Gründen: 1. als ein vorbildlicher Beitrag zu der sich entwickelnden Disziplin der Volksglaubensforschung, 2. als ein Musterfall für das zentrale und doch immer noch ungeklärte Problem des Rezeptionsvorganges (den man leider mit dem wertenden Begriff «gesunkenes Kulturgut» zu charakterisieren versucht), 3. als ein überzeugendes Beweisstück einer übernational denkenden und arbeitenden Volkskunde.

Schon im Titel ist die Dualität und im Untertitel auch die Antagonie der beiden Luzien angedeutet, die der Verfasser in knapper Formulierung als «Luzia die Helle», nämlich die kirchliche Heilige (und Augenpatronin) aus Syrakus, einer «Luzia der Dunkeln», einer heidnisch-mythischen Schicksalsfrau an der Jahreswende gegenüberstellt, die zwar auch mit Licht zu tun haben kann, wie die im modernen Stadtbrauch in Schweden bekanntgewordene «Lussibrud» (Luzienbraut), welcher im deutsch-slawischen Südosten altartigere und dunklere Berchtengestalten als «böse und grausame Luzien» gegenüberstehen, die etwa mit mythischen Drohungen wie der Verletzung der Fersen («Fersenlutzel») oder gar der Gastrotomie auftreten, wobei sie als grausiges Attribut ein «Schwingerl voll Darm», nämlich voller Kinderdärme, mittragen und sich durch solche Züge in die Schar der schreckenden mittwinterlichen Dämonengestalten einordnen.

Kretzenbacher geht es nicht wie in der auf Meisens bekanntes Nikolauswerk folgenden Diskussion um den Streit, ob alles christlich-hagiographisch oder vorchristlich-heidnisch zu erklären sei. Vielmehr wird hier das Spiel und das Widerspiel mythischer Vorstellungen und Äusserungen einerseits und andererseits der kirchlich propagierten, mittelalterlichen und barocken Ausbreitungswellen des Kultes der syrakusanischen und später venezianischen Santa Lucia subtil untersucht; das geschieht mit den Mitteln hagiographischer Forschung und ebenso mit denen moderner Befragung und kulturräumlicher Kartierung und Interpretation. Komplizierte Überlagerungen werden dabei besonders im slawischen Alpenrandgebiet aufgedeckt. Das Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen Kirchlichem und Unkirchlichem, zwischen Hochreligion und Volksüberlieferung, welche schon durch den bewusst auf den 13. Dezember (die längste Nacht nach vorgregorianischem Kalender) angesetzten Heiligkeitag herausgefordert war, musste notwendigerweise synkretistisch sein, ähnlich übrigens wie bei dem missionarischen Experiment des Weihnachtstermins.

«Die meisten Erscheinungen der Volkskultur, der geistigen wie der materiellen, sind in ihrer räumlichen Verbreitung nicht mit jener der Sprachnationen des 19. und 20. Jahrhunderts begrenzt» (S. 122). Mit diesem abschliessenden Satz bekennt sich der Verfasser zu einer übernationalen Auffassung von «Volk» und zu einer Forschungsrichtung, welche das Hinausgreifen über die Sprachgrenzen und im vorliegenden Falle die Heranziehung slawischen Quellenmaterials («das man in der deutschen Forschung allzulange unberücksichtigt gelassen hatte») erfordert.

Das Buch, das sicher auch mit Bezug auf seine übernationale Ausrichtung einem

Schweizer – Robert Wildhaber – gewidmet ist, kann für die Schweiz nur das Fehlen des Luzienbrauches und des Kultes bestätigen. Bei uns, wie weithin in deutschen Landen, herrscht eben die nähere und auch jüngere elsässische Nonne St. Ottilie als Augenpatronin, mit dem gleichen Kalendertag, dem 13. Dezember (!), so dass sich die Syrakusanerin bei uns nicht durchsetzen konnte, im Gegensatz zu ihrer sizilischen Schwesterheiligen St. Agathe. Ferner haben wir bei uns (vgl. Anm. 11, S. 15) sozusagen zwei männliche Gegenstücke Luzias, den rätischen Luzi und den tessinischen Sennenheiligen San Lucio, der ebenfalls (wegen des Anklangs des Namens an lux = Licht) als Augenpatron verehrt wird. Der rätische und der tessinische Luzius erscheinen in neuerer Zeit in ihrer volkstümlichen und ihrer kirchlichen Verehrung voneinander getrennt. Ob sie ursprünglich nicht doch zusammengehören, werden wir hoffentlich nächstens im Zusammenhang mit einer Darstellung der ältesten rätischen Hagiographie erfahren. Richard Weiss

Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Aschaffenburg, in Kommission bei Paul Pattloch, 1958. 352 S., 92 Abb. auf Taf. DM 22.–. (Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg, 3).

Diese, aus der Schule von Mathilde Hain hervorgegangene Dissertation darf, zur Buchform erweitert, wohl als die erste moderne Wallfahrtsmonographie angesprochen werden. Sie trägt den bezeichnenden Untertitel: «Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens», will also nicht nur Monographie jenes Wallfahrtsortes sein, «der aus der Anonymität eines kleinen spätmittelalterlichen Kultplatzes zu glanzvoller Bedeutung im Barock aufstieg, sich über das 19. Jahrhundert retten konnte und heute wieder in die vorderste Reihe der grossen Kultzentren in Deutschland rückt.» Dem Verfasser ging es nicht darum, lediglich die geschichtlichen Wurzeln der heutigen Wallfahrt blosszulegen, wohl zeigt er eindringlich die Kräfte auf, welche Wachstum und Wandel einer solchen Kultstätte bedingen, sein Hauptinteresse aber gilt dem Wallfahren als aktiver Gemeinschaftsleistung bis in die Gegenwart. Kultdynamik und Frequenzschwankungen anhand volkskundlicher und soziologischer Fragestellungen geprüft, lassen erkennen, in welchem Mass dieses eher abgelegene fränkische Kleinstädtchen zwischen Rhein und Main seine ganze Existenz der Wallfahrt verdankt. Um den Wechsel der Kultbedürfnisse zu erfassen, unterscheidet Brückner für Walldürn vier verschiedene «Frömmigkeitsstile», deren breiteste Grundlage, wie anderswo auch in der barocken Hochblüte der Wallfahrt mit ihren reichen Impulsen bezüglich Bildausbreitung, Prozessionswesen, Solennität und Gebetsliteratur geschaffen wurde. Die bekannten wirtschaftlichen politischen und verkehrsmässigen Umwälzungen im 19. Jahrhundert brachten dann nach grossem Frequenzverlust eine grundsätzliche Veränderung der alten Wallfahrtsstruktur. Der seitherige Neubau ist wesentlich importierten Frömmigkeitsbewegungen zu verdanken, wobei die heutige Wallfahrt mehr von äussern Triebkräften, d.h. vom Typ der umfassend organisierten Veranstaltung lebt. Angesiedelte Würzburger Kapuziner leiten die Organisation, welche mit Hilfe moderner Werbemethoden, rationeller Verkehrsmittel, Bauten und Renovationen an Ort in der Anlockung der Pilger Erfolg hat. Hebung der Wallfahrt setzt eben immer mehr auch ein bestimmtes Programm voraus: nach dem letzten Krieg der Kult der hl. Rita sowie die grosse Flüchtlingswallfahrt zum Beispiel.

Während der erste Teil dieser, auf einem weit verzweigten Archivmaterial fussenden Arbeit den mehr «ortsgebundenen Wallfahrts-elementen in Kultobjekt und Kultgestaltung» gewidmet ist, bietet der zweite eine mindestens so eindringliche Untersuchung über die Prozessionen zum Heiligen Blut. Gerade hier bringt der Verfasser neue und für die Gegenwartsvolkskunde wichtige Einsichten. Um die Verbreitung der Prozessionen zu ermitteln geht er über die bisherigen Quellen (Opfergabenstatistiken, Mirakelbücher und Wunderberichte) hinaus und versucht das Einzugsgebiet (nicht bloss das «Strahlungsfeld») des Kultes anhand bestimmter Gemeinden, die Ausgangspunkt grösserer traditioneller Prozessionen sind, zu erfassen. Die Spannweite reicht hier von den barocken Massenprozessionen, mit ihrem einzigartigen Gemeinschaftsausdruck in den Schiffsprozessionen z. B., bis zu den modernen Aufmärschen und Veranstaltungen. Einzelpilger

sind selten. Wir lernen die alten Zubringerlandschaften und die Prozessionswege der Walldürner Wallfahrt aus dem Kartenbild kennen. Verschiedene Organisationsgruppen (ländliche Gemeindeprozessionen, landsmannschaftliche Zusammenschlüsse, Bruderschaften, Pilgerzüge per Autocar oder Eisenbahn) werden nach Besonderheit und Teilnehmerzahl differenziert, wobei sich zwei Prozessionsintentionen: Verpflichtende Bittfahrt und traditioneller Bussgang, unterscheiden. Wir erfahren so viel Wissenswertes über Andachtsstationen und Andachtsbrauchtum unterwegs, Prozessionsinsignien, organisatorische Leitung, Pilgerführer, Pilgerlieder, Ausrüstung, Verpflegung usw. In der Darstellung des Prozessionsablaufes kommt Brückners Feldforschung am besten zur Geltung, hat er doch die vierwöchige Wallfahrtszeit während drei Jahren selbst miterlebt, ja ist die beiden grossen Fussprozessionen der Kölner und Fuldaer sogar mitgewallt.

Das Prozessionswesen, welches funktionell am engsten verknüpft mit dem Wallfahrtskult erscheint, ist hier vom Verfasser für einen «heiligen Ort» beispielgebend untersucht worden. Damit wurde ein wertvoller Beitrag zur relativ jungen Wallfahrtsforschung geleistet. Man wünschte sich deshalb gerne eine ähnliche Arbeit über Maria Einsiedeln, als volkskundliche Ergänzung des grundlegenden Werkes von Odilo Ringholz: «Wallfahrts-geschichte Unserer lieben Frau von Einsiedeln», erschienen 1896. Walter Tobler

Lauri Honko, Krankheitsprojekte. Untersuchung über eine urtümliche Krankheits-erklärung. Helsinki, Academia Scientiarum Fennica, 1959. 258 S. (FFC 178).

Von den verschiedenen Krankheitserklärungen, welche im Laufe der Zeiten bei den verschiedensten Völkern und Kulturen der Erde versucht und gegeben wurden, hat der Verfasser die Projektilerklärung einer eingehenden und systematischen Untersuchung gewürdigt. Zunächst gibt er, anhand zahlreicher Belege, einen Überblick über die Verbreitung dieser Krankheitserklärung auf allen Erdteilen; eine Karte zeigt sehr anschaulich die Verbreitungsgebiete; die ältesten der auf der Karte vermerkten Vorkommensfälle dürften etwa tausend Jahre alt sein. Zur Ergänzung dienen die Belege aus dem Bereich der alten Hochkulturen: Ägypter, Babylonier, Vedenliteratur, Judentum und griechischer und römischer Volksglaube. Die übrigen alten Krankheitserklärungen (Tabuverbrechen, Seelenverlust, Eindringen eines Geistes und die Wurmerklärung) werden nur kurz behandelt. Der Verfasser übt eine weise Zurückhaltung hinsichtlich der Fragen nach dem Alter und dem Entstehungsort der Projektilerklärung. Das Hauptgewicht seiner Untersuchung liegt für ihn in der Klärung der finnischen volkstümlichen Krankheitslehre, welche er auf ihren traditionsanalytischen, traditionspsychologischen, motivgeschichtlichen, kulturgeographischen und wortgeschichtlichen Charakter hin behandelt. Damit ergibt sich ein Rahmen, auf welchem eine Fülle hochinteressanter Probleme ausgebreitet werden können; Seitenlichter spiegeln auf die Arten der Heilprozesse, den Schamanismus, weisse und schwarze Magie, Gottheitsvorstellungen, eigenartig anmutende christliche Krankheitspatrone und ihre Attribute. Diese Liste liesse sich leicht vermehren, wenn man bedenkt, dass in die Überlegungen dieser Arbeit auch die Gestalten des Todes mit Pfeil und Bogen, von Rudra, dem «Herrn der Tiere», des Themas vom «blinden Töter» (das vielleicht ursprünglich das «Handlungsschema eines Mythos» war) gehören.

Im einzelnen geht der Verfasser besonders gründlich auf «Geschoss und Flug» ein, wobei er die Gestalt des Projektils und den Absender des Geschosses sorgfältig behandelt. Es handelt sich im wesentlichen um Tierkrankheiten, für welche auf diese Weise eine Erklärung gesucht wird; wobei auf Grund dieser Erklärungen die zweckentsprechenden Heilverfahren einzusetzen haben. Für den Menschen wird die Erklärung üblicherweise im «Stich» gesucht. Für die Heilung der Stich-Krankheiten wendet man oft Zaubersprüche und Segen an. Sehr gut ist die Bemerkung des Verfassers: «Die grossen Heilkundigen verstanden, welche wirkliche Wirkung ihre Worte haben konnten, und sie haben diese Wirkung mit allen Mitteln – auch mit denen der Dichtung – gesteigert» (S. 149f.). Eine gesonderte Betrachtung erfährt die «Pest»; mit diesem Namen wird häufig eine plötzliche, epidemische Krankheit bei Mensch und Tier bezeichnet. Als Gestalten, welche die Pestkrankheiten mit sich bringen oder ankündigen, treten, neben Menschen, auf: roter Hahn, Hund, weisses Eichhörnchen und Rentier. Eine besondere Art des Pestpfeiles ist der

«Borstenpfeil»; er leitet den Verfasser zu einer Betrachtung über den hl. Antonius und sein Schwein über; hier vermag ich dem Verfasser nicht in allem zu folgen: es scheint mir, dass ihm die Probleme des Katholizismus etwas ferner liegen. Dafür erwähne ich abschließend das interessante «Idealschema des Heilungsaktes» und die ausgezeichnete Literaturliste, wie überhaupt diese Untersuchung wieder ein treffliches Beispiel für die Güte der finnischen Arbeiten darstellt.

Wildhaber

Joseph Müller-Blattau, Deutsche Volkslieder. Wort und Weise, Wesen und Werden, Dokumente. Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster, (1959). 239 S. (Textbände der Blauen Bücher.)

Eine treffliche Auswahl von 100 deutschen Volksliedern in geschichtlicher Folge vom 13. Jahrhundert bis heute wird hier geboten, dazu eine Darstellung der Geschichte des Volksliedes auf knappen 57 Seiten und die Beigabe einer Auswahl von Dokumenten aus der Frühzeit der Volksliedbegeisterung von J. G. Herder, G. A. Bürger, J. Fr. Reichardt, F. D. Gräter, A. von Armin, J. W. Goethe und L. Uhland. Die leichtgeschriebene Volksliedgeschichte, ein ausgezeichneter Führer durch das Hundert der Lieder, ersetzt sozusagen die Anmerkungen und hat den Vorzug, gelesen zu werden und nicht wie solche mühevollen Arbeiten so oft dem reinen Bücherdasein anheim zu fallen, und kaum vom Spezialisten beachtet zu werden. Eingeflochten sind in anekdotenhafter Weise Quellenberichte aus der Limburger Chronik, aus Justingers Berner Chronik von 1420, aus Kösters Chronik von 1590. So wird das Lied verfolgt seit der Zeit, da Heinrich von Isny, der Bischof von Basel auf dem Marchfeld (1278) den Schlachtruf 'Sant Mari muoter unde meit' anstimmte. Wir lernen die Lieder der Kreuzfahrer und Geissler und ihre Parodien, die Kontrafakturen Heinrichs von Laufenberg, die schönsten Lieder aus den Liederhandschriften des 15. Jahrhunderts und aus den gedruckten Liederbüchern des 16. Jahrhunderts kennen und folgen der Entwicklung im 17. Jahrhundert unter dem Einfluss des modischen Tanzes bis zur Spaltung zwischen Kunst- und Volkslied im 18. Jahrhundert. Wir sehen das Erwachen des neuen Interesses im 'Zeitalter des Volksliedes' bei Herder, Reichardt, Schulz, Goethe, Schubarth, Hiller-Weisse, J. Grimm und L. Uhland. Vom Verfall und der Erneuerung des Volksliedes seit 1850 durch L. Erk, W. von Zuccalmaglio, W. H. Riehl, R. von Liliencron, F. M. Böhme handelt der letzte Abschnitt. Ein Blick wird auch auf die Erneuerung durch den Wandervogel und die Jugendmusikbewegung geworfen und auf die Sammel- und Forschertätigkeit in Österreich durch Tschiska-Schottky, Jos. Pommer und Raimund Zoder, in Deutschland durch Louis Pinck, John Meier, Max Friedländer, Joh. Bolte, H. Mersmann, K. Huber, F. Quellmalz, W. Wiora und Joh. Künzig.

Ohne aufdringlich belehrend zu sein, bietet diese Darstellung eine ausgezeichnete Einführung in Werden und Wesen des deutschen Volksliedes, die durch die Dokumentensammlung in Auszügen noch bereichert wird, aus der man sich Goethes helllichtige Definition des Volksliedes besonders merken wird (S. 227). Man scheute sich beinahe, einige Versehen anzumerken. So sind die Datierungen der Gassenhauerlein und Reutterliedlein (1535, nicht 1544) und der Quodlibet Schmelzels (1544, nicht 1549) zu berichtigen (S. 162). Die Bemerkung Forsters über die schlechte Überlieferung der Texte findet sich in der Vorrede zum ersten Teil seiner Teutschen Liedlein und nicht zum zweiten (S. 163). 'Da Jesus an dem Kreuze stund' stammt nicht, wie auf S. 165 zu lesen ist, aus dem evangelischen Kirchenliederschatz, sondern ist älter (s. W. Altwegg, in L. Senfl, Deutsche Lieder, Teil I [1938] S. 140). 'Freut euch des Lebens' geht nicht auf H. G. Nägeli zurück, sondern auf J. F. Hüttner (s. G. Walter, in Mitteilungen der Schweiz. Musikforschenden Gesellschaft, 3. Jg. [1939] S. 140ff.). Zu den drei Werken J. S. Bachs, die Volksliedhaftes enthalten, könnte als viertes sein Quodlibet genannt werden. Der eine oder andere Leser dürfte auch bedauern, dass mit Rücksicht auf den popularisierenden Charakter der Publikation die Angaben über die Herkunft der mitgeteilten Fassungen der Lieder nicht immer gleich aufschlussreich sind. Die Beigabe solcher Präzisierungen könnte die Verwendbarkeit des Büchleins vielleicht erhöhen und gleichzeitig die Verdienste seines Verfassers deutlicher ins Licht rücken.

A. Geering

Gottfried Henssen, Ungarische Volksüberlieferungen. Erzählungen und Lieder. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1959. VIII, 372 S., 8 Bildtaf., 1 Karte. (Schriften des Volkskunde-Archivs Marburg, 7).

Henssen haben wir schon mehrere schöne und einwandfrei aufgenommene Editionen deutscher Volksüberlieferungen zu verdanken. Er lässt ihnen nun einen Band von herrlich erzählten Märchen, Legenden, Sagen, Schwänken und Berichten von Ungarischen folgen. Die meisten sind Wiedergaben nach Tonbandaufnahmen des Herausgebers. Sie gewinnen an wissenschaftlicher Bedeutung durch die beigefügten Schilderungen der Erzähler und ihrer Lebensschicksale und durch die höchst verdankenswerten Anmerkungen, welche im wesentlichen dazu dienen sollen, den Märchenreichtum der Ungarischen vorzuführen; Henssen kann hierfür auf die reichen und gut geordneten Schätze seines Archivs zurückgreifen. Dem Märchenforscher wird das angehängte Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson sehr willkommen sein.

Wenn wir uns erlauben, eine Bitte anzuschließen, so wäre es die, dass Henssen seine «Bezugsquellen» in aller Unumwundenheit angeben möchte; niemand würde ihm das verargen oder deswegen seine eigenen Leistungen heruntersetzen. Es wäre dann auch bei der Darstellung der Auffindung des wichtigsten Gewährsmannes Anton Krukenfelner, die er dem Tübinger Institut zu verdanken hat, die etwas unschöne Bemerkung «wie nicht anders zu erwarten war» (S. 5) weggefallen. S. 3 hebt Henssen besonders seine Tonaufnahmen von Singemärchen hervor. Dazu gehört Nr. 95 «Von der Hollerdudel». Henssen notiert darunter seine Tonaufnahmen vom 23. 12. 1958; die Entdeckung dieser Erzählerin verdankt er Johannes Künzig, der in seinem Buch «Ehe sie verklingen» (1958) ausführlich von seinen 9 Monate früher liegenden Tonaufnahmen berichtet. Aber genug dieser Beanstandungen, welche den Reiz der Erzählungen keineswegs herabmindern wollen.

Wildhaber

Christian Rubi, Scherenschnitte aus hundert Jahren : J. J. Hauswirth, Louis Saugy und Christian Schwizgebel. Ein Beitrag zur schweizerischen Volkskunstforschung. Bern und Stuttgart, Verlag Hans Huber, 1959. 80 S. mit vielen, z. T. farbigen Bildern und Tafeln. Fr. 17.80.

Wenn das geniessende und kaufende Publikum in der Lage wäre, selber und frei zu urteilen und zu wählen, wenn es nicht von Kunstpäpsten terrorisiert und von Propagandachefs dirigiert würde: ei, wie schlug dann unser Buch ein als Bombenerfolg, und in welchen Bestseller-Riesenaufgaben müsste es sich verkaufen! Denn hier ist einmal wirkliche Volkskunst, die jeden Unbefangenen in helles Entzücken versetzen muss mit ihrer echten, kraftvollen Naivetät, ihrer scharfsichtigen Tatsachenfreude, ihrer erstaunlichen Fähigkeit, mit den bescheidensten Darstellungsmitteln den buntesten Reichtum zu erzeugen. Dies gilt für Hauswirth (1808–1871), Saugy (1871–1953) und Schwizgebel (geb. 1914) ganz gleich, vor allem freilich für den bedeutendsten, für Hauswirth, den die beiden jüngeren als unerreichten Meister verehren. Man sieht sich nicht satt an ihm. Welches Leben, welche Spannung, welcher sicherer, unbewusster Kunstverstand! In dem bescheidenen Umkreis, wo Alpazug, Kilbi und Jagd immer wiederkehren, ist eine ganze Welt beschlossen: das märchenhaft reiche Haus mit den wunderbaren Gartentoren (oder sind es Paradiesestüren?), mit den rauschenden Brunnen, den vornehmen Damen und Herren; der lange stolze Zug der Kühe und Sennen, auf steilen und gewundenen Wegen, durch Laub- und Tannenwälder, wo Vögel lauschen und Eichkätzchen jagen, bis hinauf zur Alp, in deren Hütte weitausgreifend die Sennen hantieren am mächtigen Käsekessi; der festliche Kilbitanz unter Schweizerbannern und Berner-Bären-Wappen: und so fort! Man schöpft die Köstlichkeiten nicht aus. Der unerhörte Reichtum, die Fülle der Welt, die Hauswirth in diesen bescheidenen Dingen sieht und sichtbar macht, der Freudenglanz des Daseins, der über ihnen liegt und den Hauswirth dem entzückten Betrachter mitzuteilen versteht – das erweist diesen armen, ungeschlachten Tagelöhner, diesen einsamen Sonderling als Begnadeten, als Künstler im eigentlichen Sinn.

Bekanntlich ist Hauswirth erst 1916 von Th. Delachaux entdeckt und sogleich sehr schön und treffend gewürdigt worden (diese Zeitschrift Bd. 20, 1916). Jetzt wird sein Oeuvre durch Entdeckungen Rubis bedeutsam erweitert. An den neugefundenen Kunst-

werklein haftete noch oft die Erinnerung an ihren Schöpfer; dadurch fällt Licht auf bisher dunkle Strecken seines Lebenswegs. Ein zweites Verdienst Rubis ist der Nachweis der Tradition, in der alle drei drinstehen, auch der humorvolle, liebenswürdige Saugy, auch Schwizgebel, der meisterhafte Tierdarsteller und heimliche Poet. Und drittens gibt Rubi, neben der verständigen sympathischen Würdigung der drei, wertvolle konkrete Beiträge zum Problem der Volkskunst überhaupt und zur Geschichte des Scherenschnitts. Auf diesem weiten Feld lockt noch manche Frage. Etwa: bestehen nicht Beziehungen zur Appenzeller Senntumsmalerei? Eigentümliche Nebenmotive, die keineswegs selbstverständlich sind, kehren auffällig an beiden Orten wieder (nach gemeinsamen Vorbildern?). Ferner: Rubi (S. 15) glaubt nicht an Zusammenhang mit dem «Kleinen Andachtsbild» u. ä., das ja auch raffinierte Schnitt-Techniken liebte und überall hinkam. Aber Hauswirth hiess doch im Pays-d'Enhaut «le Grand des Marques», «der Grosse mit den (Buch-)Zeichen», und von den neuentdeckten Schnitten fanden sich wirklich viele wie Andachtsbilder in Bibeln aufbewahrt (wie schon Delachaux S. 525 vermutete). Dass Hauswirth keine religiösen Gegenstände darstellte, dass seine Arbeiten grosse, selbständige Bilder wurden, liesse sich doch wohl auch so verstehen. Endlich: Hauswirth greift, wenn sie ihm zur Verfügung steht, ganz unbefangen auch zur Farbe, genau so wie seine vermutlichen orientalischen Vorgänger: türkische Künstler, berichtet z.B. Hans Lewenkaw 1582, «haben dem Sultano einen sehr schönen lustigen Garten und ein Schlosz mit Blumenwerck, ausz Papier mancherley Farben künstlich geschnitzelt, praesentiert». Der geniale Orientalist Georg Jacob, der wahrscheinlich gemacht hat, dass der Papierschnitt den gleichen Weg gegangen sei wie das Papier selbst, nämlich aus China über den vordern Orient (mit Persien und Türkei als Hauptstationen) zu uns, hätte seine Freude daran gehabt, dass unsre Volkskünstler, ohne von ihren Vorgängern eine Ahnung zu haben und nur aus natürlichem Empfinden heraus, dem «durch klassizistische Farbenfeindlichkeit zur Schwarzfigur verkümmerten Scherenschnitt» wieder aufgeholfen haben!¹

Die Ausstattung des Buches ist hervorragend; die vielen vorzüglich wiedergegebenen Bilder schliessen sich mit dem Text aufs schönste zusammen. Für eine Neuauflage sei der – freilich unbescheidene – Wunsch nicht unterdrückt: gebt uns *noch* mehr Hauswirth!

K. Meuli

Leopold Schmidt, Volkskunst der Bergleute im alten Österreich-Ungarn. Mit einem Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde. Wien, Montan-Verlag, 1959. 40 S., 9 Abb. (Leobener Grüne Hefte, 39).

Bergbauforschung und Bergbauvolkskunde sind Gebiete, welche in mehreren Ländern seit längerer Zeit recht intensiv betrieben wurden, aber immer noch finden sich Blickpunkte, von denen aus neue Aspekte sich öffnen und wenig erforschte Wege in Neuland führen. Ein solches museales Neuland ist die Bergbauvolkskunde, wie L. Schmidt in seiner gehaltvollen Einleitung zum Katalog einer Ausstellung der «Volkskunst der Bergleute» ausführt. Einen besonderen Raum nehmen hier die Schnitzereien in Anspruch: Krippenfiguren, Spielzeug, vor allem auch ganze Bergaufzüge und Bergwerksmodelle. Daneben spielen auch die Bergwerkspatrone auf Hinterglasbildern, Votivtafeln und Andachtsbildern eine nicht unbeträchtliche Rolle. Eine Gruppe für sich stellen die Beispiele von Salzschnitzereien aus dem polnischen Wieliczka dar. Dem sorgfältigen Katalog sind gute Abbildungen beigegeben.

Wildhaber

Wolf Lücking, Trachtenleben in Deutschland. III: Hessen. Einführung von *Mathilde Hain*. Berlin, Akademie-Verlag, 1959. 189 S., 165 Abb., 1 Karte. 4⁰. (Institut für Deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin). DM 19.50.

Zu den bereits vorliegenden Bänden der Sorbischen Trachten und derjenigen von Schaumburg-Lippe gesellt sich nun Hessen. Die graphisch eindrücklich gestaltete Karte

¹ Den Hinweis auf G. Jacobs Forschungen verdanke ich R. Tschudi; erst nachher fand ich, dass so gut wie alles wichtige schon Spamer verzeichnet hat in seinem bewunderungswürdigen «Kleinen Andachtsbild» (München 1930) 73 ff. Über polnische Schnitte aus farbigem Papier s. z. B. H. Th. Bossert, *Peasant Art in Europe* (London 1927) Tf. CXIV.

zeigt die Gebiete der noch lebendigen Schwälmer und Mardorfer Tracht neben den verfallenden Trachten um Marburg, Schlitz und dem Hüttenberg, und endlich den fast ausgestorbenen Trachten im Hinterland (um Herzhausen). In ihrer überlegenen Einführung schildert Mathilde Hain, dass die hessische Kleinstaaterie kleine Kulturräume von ausgeprägter Eigenart geschaffen hat, von deren bis heute bestehender Wirkung die Volkstrachten viel sinnfälliger Zeugnis ablegen als etwa die Mundarten. Sie bespricht anschliessend die Trachtenräume der Reihe nach und gibt Angaben über die «Lebendigkeit», d. h. über die Anzahl der jungen Mädchen, welche heute noch die Tracht im Alltag, in der Schule und bei der Arbeit, tragen. Für einige Dörfer und Gebiete ist das völlige Verschwinden der Tracht mit dem Dahinsterben der älteren (oft auch: der ältesten) Generation vorauszusehen. Sie beschreibt ebenfalls die einzelnen Trachtenstücke: Name, Machart, Farbe, Ornament und Hersteller; ferner gibt sie Hinweise auf die Trachtenverschiedenheiten bei kirchlichen und weltlichen Festen, bei den Altersklassen, bei der Trauer.

Die Photos von Wolf Lücking sind mit dem an ihm gewohnten Sinn für die Bildwirkung, die photokünstlerische Erfassung und für den dokumentarischen Wert geschaffen; darüber braucht kein Wort mehr verloren zu werden. Und doch drängt sich – bei diesem Band, wie mir scheint, zum erstenmal klar erkennbar – die Forderung nach einer Besinnung auf. Wie steht das mit dem Zusammenhang von Text und Bild: ist das eine dem anderen untergeordnet, bilden beide ein wohlausgewogenes Ganzes oder steht am Ende jeglicher Teil allein für sich? Müsste nicht eigentlich der Photograph unter klarer und bewusster Anleitung des Textschreibers oder des Herausgebers arbeiten und dementsprechend seine Motive suchen? Ich werde bei diesem Bande das Gefühl nicht los, dass hier für die Bildauswahl doch allzu stark ihre Schönheit das Kriterium war. Man verstehe mich recht: die Bilder geben selbstverständlich auch einen Eindruck vom «Leben» der Tracht, und einen sehr nachhaltigen Eindruck überdies. Und doch bleibt ein «Aber». Selbst auf die Gefahr hin, schrecklich banausenhaft zu sein, lassen Sie mich fragen, was haben die wundervollen Photos der Kornähren (Nr. 6, 24, 37, 55, 114, 158 und 163) mit dem Trachtenleben zu tun (die Landschaft Nr. 3 mag hingehören)? Die Kirche (Nr. 12), die Fachwerkwand (Nr. 13) und die Häuserdächer (Nr. 34, 57 und 137) sind schön, aber bedeuten sie eine wesentliche Aussage zum Thema «Trachtenleben»? Gewisse Bildzusammenstellungen erinnern etwas zu lebhaft an die witzigen und sprühenden, oft auch frechen und frivolen Gegenübergruppierungen des früheren «Querschnittes»; ich verweise auf die Nr. 137 und 138, bei denen die harte Kantigkeit des Daches in die damit gleichwirkende Haube übergleitet (wird nicht der Eindruck auf diese Art falsch und unwissenschaftlich?), auf die Montage Nr. 144, auf welcher der Geistliche den Mädchen auf ihrem Gang zum Abendmahl naheilt (bewusste Absicht?) und auf die Nr. 145 und 146, auf denen die pagodenhaften Formen des Turmes einer Holzkirche und einer Abendmahlshaube einander gleichgestellt werden (der Vergleich geht bis zu «Augen» und «Mund»). Es scheint mir, die Herausgeber wären gut beraten, wenn sie sich die weitere Ausgestaltung dieser Trachtenbände – die wir keineswegs missen möchten – etwas systematischer überlegen würden.

Wildhaber

Marija Vekova Telbizova und *K. Telbizov*, Narodnata nosija na Banatskite Bulgari. Sofia, Bulgarska Akademija na Naukite, 1958. 168 S., Zeichnungen, 189 Abb., 21 Taf.

Es ist ausserordentlich zu bedauern, dass ein wissenschaftlich sorgfältiges Trachtenwerk aus Bulgarien keine Zusammenfassung in einer westlichen Sprache enthält; denn gerade aus diesem Lande sind volkskundliche Werke nicht allzu zahlreich. Wir möchten empfehlen, in Zukunft wenigstens bei den Abbildungen eine Übersetzung beizugeben. Das Abbildungsmaterial ist gut und interessant (die öfters unbefriedigende Clichierung wird man in Kauf nehmen); die Photos sind gelegentlich datiert (aus der Zeit etwa von 1894 bis heute). Gezeigt werden Frauen-, Männer- und Kindertrachten, Braut- und Alltags-trachten, einzelne Trachtenstücke (mit gutem Sinn für die Wiedergabe von wesentlichen Charakteristica, etwa bei Kopftüchern oder Schuhen). Besonders auffällig sind die häufige Verwendung von Münzen als Schmuck, das «gehörnte» Kopftuch, die eigenartigen Haar-

trachten und Zöpfe (Abb. 130 und 131)¹, die schönen Blumenmotive auf den «Teppich-Schürzen» (Abb. 103 und 104) und die Kinder mit den riesigen Hauben, welche vielleicht die Funktion des «Fallschutzes» auszuüben haben (Abb. 176–178). Es findet sich auch eine Zusammenstellung der Ornamente mit den Namen; da dieses Thema bereits aus mehreren Ländern vorliegt, ist das Fehlen einer Übersetzung umso bedauerlicher.

Wildhaber

Jenő Nagy, *Portul popular maghiar din Trascău*. Bukarest 1958. 64 S., 30 Abb., 3 Farbt. (Caiete de artă populară).

In der Reihe der hübschen, gut bebilderten Trachtenbändchen, welche einzelne Landschaften Rumäniens darstellen, ist ein neues Heft erschienen, das sich mit einem Teil der magyarischen Bevölkerung Siebenbürgens befasst. Den pannonischen Einfluss spürt man, wenn man sich auf den Abbildungen die hohen Männer- und Frauensiefel anschaut. Interessant sind das weisse Kopftuch, das ganz satt um den Kopf herum angelegt wird, der weisse, gefältelte Frauenrock, der aufgeklappte Stehkragen an der Frauenjacke, die Fellmütze und der Rockkragen aus Fell bei den Männern. Die einzelnen Abschnitte behandeln die Haartracht und die Kopfbedeckung, die Leibwäsche, die einzelnen Trachtenstücke und die Fussbekleidung. Leider ist dem Bändchen keine Zusammenfassung in einer westlichen Sprache beigegeben.

Wildhaber

Arbeiten zur Sachvolkskunde

Im neuen «Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig»² bringt *Werner Hartwig* einen interessanten, klar geschriebenen und sorgfältig illustrierten Aufsatz: «Einige Bemerkungen zu einer Bodenbearbeitungsmethode im Spreewald» (S. 153–172). Es handelt sich um das Gebiet, auf welchem der Verkehr von den Ortschaften zu den Feldern und Fluren auf Kähnen vor sich geht; Teichgräben und kleine Kanäle trennen rechteckig-längliche Felderstreifen voneinander (eine ganz ähnliche Feldereinteilung findet sich z. B. auch im Neretvadelta in Dalmatien). Auf diesen Feldern werden heute noch Korn, Gemüse, Kartoffeln, Erdbeeren in langen Beeten angepflanzt; sie werden im sogenannten «Schaufelbeetbau» bestellt. Im Text und vermitteltst schematischer Zeichnungen gibt der Verfasser eine gute Vorstellung über diese Methode der Bodenbearbeitung. Interessant sind ebenfalls Glaubensvorstellungen, welche sich bewahrt haben: auf das fertig bestellte Beet drückt man mit dem Rücken des Rechens drei Kreuze in den Boden, damit die Frucht gedeihe und nicht behext werde. Ob die Deutung der Strohwische am Rande der Getreidefelder «sicher als Abwehrmittel gegen den bösen Blick gedacht» sind, wie der Verfasser annimmt, oder ob sie nicht wie andernorts – z. B. immer noch gelegentlich im Elsass – «Rechtszeichen» sind, welche das Betreten der Felder verbieten, kann ich nicht entscheiden; ich möchte aber auf diese Möglichkeit hinweisen.

Heinz Kothe hat sich bereits in mehreren, gründlich durchdachten und weit ausgreifenden Abhandlungen mit der Furchenstocktheorie beschäftigt. Neuerdings liefert er hiezu einen weiteren Beitrag: «Das Hirsemesser im Furchenstockbau»³. In ihm erbringt er den Nachweis, «dass verschiedentlich ein deutlicher Zusammenhang zwischen Furchenschaufel, Reihenbeetbau, Hirsearten und schaberförmigen Erntemessern bestanden hat». Die klarsten Belegstellen stammen aus Nordjapan, China, dem Sudan; aber auch in Mitteleuropa deuten eine Reihe von Angaben darauf hin. Kothe zieht ferner bestimmte religiöse Vorstellungen in den Zugehörigkeitsbereich zu dieser Wirtschaftsform ein; wir vermerken

¹ Zum Zopf aus dem benachbarten Rumänien vgl. nun auch *Wilhelm Giese*, *Coadă*. Bemerkungen zu einer Atlas-Karte. In: *Omagiu lui Iorgu Iordan cu prilejul împlinirii a 70 de ani* (Bukarest 1958) 345–349.

² Band XVI/1957. Berlin, Akademie-Verlag, 1959. 192 S., Abb., 25 Taf. 5 Aufsätze betreffen aussereuropäische Themen; der Direktor des Museums, Hans Damm, gibt einen Rechenschafts- und Planungsbericht über die Neugestaltung des Museums.

³ In: *Opuscula ethnologica memoriae Ludovici Biró sacra* (Budapest 1959) 319–369, 14 Abb.

dies ganz besonders; weil damit solche vorpflugzeitliche Wirtschaftsformen den Charakter umfassender Lebensformen und Verhaltensweisen gewinnen.

Im neuesten Heft der *Carinthia* I, das als «Festgabe zur 150-Jahr-Feier der Wiederbesiedlung des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal durch die Mönche von St. Blasien im Schwarzwald» erscheint, findet sich unter den sachkundlichen Beiträgen ein Aufsatz von *Oskar Moser* «Anken und Stampfen. Über einige Arten bäuerlicher Stampfgeräte und ihre Namen in Kärnten und Steiermark»¹. Mit gewohnter Gründlichkeit und Sorgfalt geht Oskar Moser einer Gruppe von Stampfgeräten nach, welche in Ostkärnten die Bezeichnung «Änkn» aufweisen, wobei es sich bei ihnen – entgegen der sonst üblich gewordenen Bedeutung von «Tretanke» – um einfache, hölzerne oder eiserne, niedere Stampfen mit Stössel oder Handschlegel handelt. Er gibt einen ausgezeichneten Bestandesüberblick, geographisch geordnet, aber auch geordnet hinsichtlich der Verwendung und der Dialektnamen (meist auf Grund alter Inventare, welche häufig auch den Schätzwert der Objekte anführen, und welche damit einen Anhaltspunkt über die Grösse und Ausführung dieser Stampfen und Anken ergeben). Die auf S. 856 erwähnte «Gräss Anckhen» dürfte vielleicht den Walliser «Gläckstampfen» gleichzustellen sein; denn auch in ihnen wurde das Gläck-Viehfutter mit dem Holzschlegel zerstampft².

Im gleichen *Carinthia*-Heft bringt *Leopold Schmidt* einen ersten, zusammenfassenden Bericht über «Die Ringlstecken des Lavanttales»³. Er hat vom Archiv der österreichischen Volkskunde in Wien aus eine Umfrage über diese Ringstöcke durchgeführt und wird uns später sicherlich einen abschliessenden Bericht über Vorkommen, Bedeutung und Geschichte der Ringstöcke in Österreich vorlegen. Hoffen wir, dieser Bericht lasse nicht allzu lange auf sich warten!

D. Sebastião Pessanha, O «Dornalho». Recipiente de Cortiça da Charneca da Beira. Lisboa 1959. 11 S., 5 Abb. Separatum aus *Estremadura*, Serie II, nr. 50–52 (1959).

Die Rindengefässe finden sich nicht nur im finnisch-nordischen Raum, sondern auch in der Mittelmeerkultur, im Gebiet der Steineichen. Über eine besonders grosse Form dieser Behälter, wie sie nur in einem beschränkten Distrikt Portugals anzutreffen sind, wo sie als Standen für die grosse Wäsche verwendet werden, berichtet uns Pessanha in einer kleinen, sorgfältig dokumentierten und bebilderten Abhandlung.

Einen reizvollen, mit guten Photos versehenen Aufsatz über die verschiedenen Typen von Mehlschaukeln, wie sie sich in den portugiesischen Windmühlen (auch davon zeigt der Verfasser schöne Aufnahmen) finden, bietet uns *D. Sebastião Pessanha* mit «Pás de moleiro» (= Müllerschaukeln)⁴. Er führt auch einige Vergleichsangaben zu anderen Gebieten der Romania (inkl. der Schweiz) an.

Aus der jüngsten Lieferung der «Acta ethnographica academiae scientiarum hungaricae»⁵ möchten wir die (deutsch geschriebene) Abhandlung von *József Szabadfalvi* «Die schwarze Keramik in Ungarn und ihre osteuropäischen Beziehungen», nachdrücklich hervorheben. Der Verfasser setzt sich als Ziel, dieses alte keramische Verfahren darzustellen; er geht auf die Vorkommen- und Verbreitungszentren in Osteuropa und Ungarn ausführlich ein (lässt also z. B. Spanien, aber auch die Steiermark weg); endlich befasst er sich mit den Problemen der Erzeugungstechnologie. Das Thema ist schon deswegen sehr anziehend, weil man in der Schwarzhafnerei durchaus «die ferne Erbschaft der neolithischen Keramik» zu sehen berechtigt ist. Wahrscheinlich gilt auch für Ungarn, dass in früheren Zeiten die schwarze Keramik von Frauen verfertigt wurde (wie es Filipović für Jugoslawien und Cortés Vazquez für Spanien geschildert haben). Farbige Töpferware

¹ *Carinthia* I, Heft 2–4, 149 (1959) 835–878, mit 15 Abb. und 1 Verbreitungskarte.

² Vgl. Arnold Niederer, Kraut, Laub und Gläck im Lötschental, in: *SVk* 40 (1950) 5 f.

³ 879–884.

⁴ Separatum aus «*Estremadura*», 2. Serie, Nr. 47–49 (1958). 22 S., 37 Photos.

⁵ Bd. 7, Fasz. 3–4 (Budapest 1958), S. 387–427, 21 Abb.

wurde von den ungarischen Bauern erst um 1800 herum in grösserem Masse verwendet, doch blieb die Schwarzkeramik daneben bis heute in Gebrauch. Der Verfasser bringt eine gute Liste dieser ungarischen Produktionszentren mit den Angaben über die Art der hergestellten Ware und über die Geschichte der Töpfer. Er gibt auch eine eingehende Schilderung der technischen Vorgänge, vor allem des Brennprozesses bei der Schwarzkeramik (gelegentlich wurde hiefür Schafmist als Brennmaterial verwendet, s. S. 421).

Im neuen Faszikel der ungarischen *Acta Ethnographica*¹ finden sich zwei vorzüglich durchgeführte Abhandlungen zur ungarischen Sachvolkskunde. *Lajos Szolnoky* bringt Detailangaben über das Verfahren und die Arbeitsweisen des «Röstens des Hanfes bei den Ungarn» (in deutscher Sprache), wie sie mir in dieser Genauigkeit in der vorhandenen Literatur sonst nicht bekannt sind. Im wesentlichen kennen die Ungarn die Hanfröste in fließendem oder stehendem Wasser, nicht aber die Tauröste. Um die verschiedenen Systeme besser zu charakterisieren, unterscheidet der Verfasser auf Grund der Masseneinheit die Bündel- und die Ballenröste; er schildert die Arten, wie die Bündel und Ballen ins Wasser gesetzt und dort befestigt und beschwert werden. Sehr altertümlich muten die Beschwerverfahren vermittelt Hakenpfosten und Zwingstangen an. Das Ballenrösten fällt im grossen und ganzen mit früheren leinbauenden Gebieten zusammen, das Bündelrösten mit den Gebieten des Hanfanbaues. Neben der reinen Sachdarstellung geht Szolnoky auch auf die genaue Terminologie der Bündel und Ballen in den verschiedenen Gegenden Ungarns ein. – *István Vincze* hat in einem früheren Aufsatz über die Rebmesser bereits einen Beitrag zur Geschichte des ungarischen Weinbaues geschrieben; die vorliegende Abhandlung über die «Ungarischen Weinkelter» (in deutscher Sprache) bildet einen weiteren Baustein zu seinem grossen Vorhaben, «die Denkmäler der traditionellen Formen der ungarischen Weinbau- und Winzereikultur» zu untersuchen. Er gibt eine Systematik der hölzernen Weinkelter, welche er in die drei Typen der Baum-, Schrauben- und Spindelkelter scheidet. Die verschiedenen ethnischen Gruppen bevorzugen auch verschiedene Keltertypen, was vom Verfasser überzeugend in der historischen Entwicklung begründet wird. Wildhaber

Peter Michelsen, Danish Wheel Ploughs. An illustrated catalogue. Kopenhagen, 1959. 152 S. (S. 17–152 Abb. auf Kunstdrucktafeln). (Publications from the International Secretariat for Research on the History of Agricultural Implements, National Museum, Copenhagen, 2).

Der Katalog, den Peter Michelsen vorlegt, will nur ein Hilfsmittel für den Geräteforscher sein. Er bringt Photos aller Räderpflüge, welche sich in dänischen Museen vorfinden und welche aus dem Gebiet des jetzigen Königreiches Dänemark stammen. Michelsen gibt jeweils bloss die gesicherten Fakten über Herkunft, Masse und Verwendung; er verzichtet ganz bewusst darauf, irgendwelche Ergebnisse und Kommentare zu veröffentlichen. Es ist klar, dass die Photos dem Spezialisten nicht immer alle Einzelheiten zeigen, welche ihm jeweils gearde wichtig sind; aber das im Titel angeführte Sekretariat (von Michelsen geleitet) ist gerne bereit, auf Anfragen jede erwünschte Angabe mitzuteilen. So verstanden wird der Katalog zu einem höchst verdienstlichen «Lagerverzeichnis», das bedeutend mehr aussagt und weit reicheren Einblick gestattet, als es ein blosses Verzeichnis ohne Abbildungen vermöchte. Vielleicht bietet er auch den Anreiz – wie es Michelsen im Vorwort sich erwünscht – für weitere Gegenden solche «Musterbücher» zu

¹ Bd. 8, Fasz. 1–2, Budapest 1959. – Zwei weitere, interessante Arbeiten des Heftes verdienen auf jeden Fall erwähnt zu werden: *Tekla Dömötör*, «Regelő» Monday (The first Monday after Epiphany) behandelt mittwinterliches Brauchtum, das im Zusammenhang steht mit dem «verschwoenen Montag», dem «blauen Montag» und dem «Plough Monday». – *Editb Fél* geht in ihrem schönen Aufsatz «Some Data concerning Kinship Institutions among the Szeklers of Bukovina» auf die eigenartigen und rechtlich bedeutungsvollen Sippen- und Verwandtschaftszusammenhänge der Szekler ein, wobei auch Fragen der Blutrache und der Nachbarhilfe erörtert werden.

schaffen, wobei man sich durchaus klar bewusst sein wird, dass sie jeweils nur Mittel – sehr erfreuliche Mittel allerdings – zum Zweck sein werden. Wildhaber

Fl. Stănculescu, Ad. Gheorghiu, P. Petrescu, P. Stabl, Arhitectura populară românească: Regiunea Ploiești. Bukarest, 1957. 155 S., 193 Abb. 4⁰. – Idem: Regiunea Pitești. Bukarest, 1958. 275 S., 382 Abb. 4⁰.

1956 hat die rumänische Editura Tehnică begonnen, regionale Übersichtsbände über die Haustypen herauszugeben. Es erschienen bereits die Gebiete Hunedoara und Dobrogea. Neu kommen nun hinzu Ploiești und Pitești. Alle vier Bände sind vom gleichen Bearbeiterteam verfasst und gestaltet. Die Hefte sind sorgfältig geschrieben und gedruckt; sie haben gutes, teilweise sogar ausgezeichnetes Plan- und Photomaterial (worüber man besonders dankbar ist, da keine fremdsprachliche Zusammenfassung mitgegeben ist). Neben den eigentlichen Wohnhausformen finden sich auch Nebengebäude (man würde ganz gerne noch mehr und systematischer davon sehen), dann hin und wieder Holzkreuze; ebenfalls bringen die Verfasser auch Teilansichten von Häusern, Innenaufnahmen und ganze Überblicke, welche die Siedlungsweise in der Landschaft erkennen lassen. Interessant ist die Aufnahme einer kula (man sollte einmal über die Verbreitung der kula in Südosteuropa mehr erfahren). Die Hefte bringen Holz- und Steinhäuser neben Mischbauten; das Bedachungsmaterial besteht aus Ziegeln, Schindeln, Stroh oder Schilf. Typisch ist die diskrete, sehr harmonische Verwendung von Farben, Ornamenten und Verzierungen im Verputz (wie sie auch bei den Trachten und in der Keramik in Erscheinung tritt). Wildhaber

Hans Kreis, Die Walser. Ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen. Bern, Francke Verlag, 1958. 314 S., mit 1 Karte, brosch. Fr. 31.10.

Seit langem hat die seltsame binnentalpiner Wanderung des kleinen Oberwalliser Völkchens, das im Hochmittelalter seine deutsche Mundart in italienische, frankoprovenzalische und rätoromanische Bergtäler weitertrug und sie auch an entlegenen Aussiedlungen bis heute zu erhalten vermochte, das Interesse weiter Kreise wachgerufen und verschiedene Wissenschaften immer wieder beschäftigt. Geschichte, Sprachwissenschaft, Rechts- und Volkskunde und in letzter Zeit besonders die unerwartete Ergebnisse fördernde Blutgruppenforschung haben das «Walserproblem» vielseitig erhellt und im wesentlichen gelöst.

Alle ältern und neuern Einsichten finden sich aber mannigfach verstreut in einer fast unübersehbaren Fülle von zum Teil nicht leicht zugänglichen Fach- und Einzelarbeiten, und daneben bietet dem Suchenden eine ganze Menge von dilettantischen Beiträgen ihre «interessanteren» Lösungen an.

Es ist das Verdienst von H. Kreis, in seinem über 300 Seiten starken und mit einer instruktiven Karte ausgestatteten Walserbuch, das alles kritisch gesichtet und zusammengebaut zu haben, was fundierte Forschung bis heute über Geschichte und Art des Walserums klargestellt hat. Dabei hat er es verstanden, den gewaltigen Stoff zu ballen, in gegliederter Übersicht zu gestalten und so jene «Gesamtschau» zu schaffen, die das Buch zu einer umfassenden Einführung in die Walserkunde und zugleich zu einem vielseitigen Forschungskompodium macht. Man bedauert nur, die ganze, hier erarbeitete Literatur nicht am Schlusse beisammen zu haben, sondern überall in den verstreuten Anmerkungen suchen zu müssen.

In einem ersten Abschnitt handelt der Verfasser von den durch Jahrhunderte führenden Pfaden und Wegen zur Erkenntnis der Zusammenhänge um die weitverzweigten Walser-siedlungen. Danach behandelt er mit Umsicht die politischen und sozialen Verhältnisse im einstigen Mutterland, dem Wallis, um die Voraussetzungen der intensiven Wanderbewegung zu erörtern. Eingehend werden in einem dritten Teil die einzelnen Walserkolonien im Umkreis von Vallorcine jenseits der Landesgrenze auf der Höhe von Martigny bis ins Kleine Walsertal, das ins Lechtal mündet, und von den Lötschersiedlungen des Berner Oberlands bis in die italienischen Walserdörfer hinter Monte Rosa und Griespass, ja bis zum ehemals walserischen Ornavasso in der Nähe des Langensees geschildert.

Nachdem er dann Art, Ursache und Grenzen der Walserkolonisation noch grundsätzlich erwogen hat, legt H. Kreis den Hauptgrund für diesen Volksauszug, die besondere freie Rechtsstellung der Walser in ihrem vielfältigen Bestand und ihren Auswirkungen dar. Sein eigentliches Anliegen, die Walserwanderung nicht als vereinzelt geschichtliches Ereignis, sondern als Teil einer gesamteuropäischen Bewegung zu erfassen, vermag er hier mit dem Hinweis auf das weiterhin entwickelte Kolonistenrecht, das sich diese Bergler zu sichern wussten, am deutlichsten hervortreten zu lassen. – Die folgenden Abschnitte des Buchs beschlagen im wesentlichen die volkscundliche Seite der Walserfrage mit den Ausführungen über Wirtschafts- und Siedlungsweise, über besondere Walser Heilige, über Namen und Sprache der Walser wie über ihr geschichtliches und wirtschaftliches Schicksal.

Ein Buch, das eine solche Fülle bewältigt, ist notwendigerweise eben ein Bericht über das, was andere erarbeitet haben. Man spürt es aber besonders im historischen Teil doch, dass der Verfasser sich nicht bloss mit dieser Literatur und ihren Problemen selbständig auseinandersetzt, sondern auch forschend selbst mitgearbeitet hat, spürt es etwa an den wohlwollenden Einwänden, die er hie und da einmal gegen Auffassungen namhafter früherer Walserforscher vorbringt, und besonders an den erhellenden, auf eigene Studien gestützten Ausführungen über die «Lötscher» im Berner Oberland. P. Zinsli

Ekkehard IV., Die Geschichten des Klosters St. Gallen. Übersetzt und erläutert von Hanno Helbling. Köln-Graz, Böhlau Verlag, 1958. 248 S. (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 3. Gesamtausgabe, Bd. 102).

Ihr rein historischer Tatsachenwert mag gering sein, als kulturgeschichtliche Quelle jedoch sind die Casus sancti Galli von unschätzbare Bedeutung. Eine Fülle kostbarer Einzelzüge gewährt vielfachen und einzigartigen Einblick in die klösterliche Welt des 10./11. Jahrhunderts. Ekkehard macht uns vertraut mit Eigentümlichkeiten der inneren Organisation, mit Gewohnheiten der Liturgie und des Kirchengesanges, mit Bräuchen der Schule, der Erziehung, der Lehrtätigkeit. Und da sich Ekkehard weitgehend auf mündliche Tradition stützt, fehlt auch das volkstümliche Element nicht, welches insbesondere in Sprichwörtern, Anekdoten, Legenden und Sagen zum Ausdruck kommt. Eben dieser Seite hat der Übersetzer und Bearbeiter mit Beachtung geschenkt. Die neue Übertragung ist auch insofern zu begrüßen, als sie einen gewandten Stil, eine flüssige Sprache pflegt. Das Latein Ekkehards bietet freilich erhebliche Schwierigkeiten, und so wird man an einzelnen Stellen mit der Interpretation nicht immer einig gehen können. Hier dürfte erst die lateinische Neuausgabe der Monumenta Germaniae Klärung bringen.

Hans F. Haefele, Zürich

Deutsches Rechtswörterbuch (Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache). Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Bd. V, Heft 8, Spalte 1121–1280. Weimar, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, 1959.

Für das Werk selbst verweisen wir auf unsere früheren Besprechungen (53, 56f; 54, 166). Das neu erschienene Heft dreht sich im wesentlichen um die Zusammensetzungen mit den Silben «hoch» und «hof», die sich beide als ausserordentlich ergiebig für die Rechtssprache erweisen. Zum «Hochkönig» kann bereits eine Belegstelle aus dem Beowulf herangezogen werden; für den «Hochmeister» ergeben sich fünf verschiedene Bedeutungen; unter «Hochriese» versteht man die fallenden Früchte des Hochwalds, also vor allem Eicheln und Bucheckern. Der «Hochstapler» ist seit 1728 belegt (Fr. Kluges Etymologisches Wb.⁹ gibt 1727 als frühesten Beleg). Dass unter «Hochvorobergrossältervater» der fünfte Urgrossvater zu verstehen ist, dürfte heute nicht mehr vielen Leuten bekannt sein. «Hochzeit» ist – neben den üblichen Bedeutungen – auch volkstümlicher Ausdruck für Gerichtsbehörde; zu Hochzeit finden sich natürlich viele Zusammensetzungen, so: -bier, -bitter, -brot, -fisch, -gabe, -licht, -pfennig, -salz. Drei Viertel des Faszikels nehmen der «Hof» und dessen Zusammensetzungen (bis Höfling) ein. Unter den verschiedenen Beamten und Berufen möchte ich herausheben: Hofbernsteinarbeiter, Hofedelgesteinschneider, Hoffleckausmacher, Hofgoldschläger, Hofkaffeeschenk, Hofknopfmacher. Eine interessante Gruppe bilden Hofer oder Höfer und die Höferschaft.

Wildhaber

Kaj Birket-Smith, Ferne Völker; Umwelt und Kultur bei sechs Naturvölkern. ZÜRICH, Orell Füssli Verlag, 1958. 220 S., 47 Bilder auf Tafeln, 6 Figuren im Text. Aus dem Dänischen übersetzt von Hans Dietschy.

Der Verfasser selbst sagt, das Ziel dieses Buches sei, «das Bild einer Reihe von Kulturen unter verschiedenen Himmelsstrichen zu entwerfen und zu zeigen, wie sie sich während ihrer Entwicklung an die Umwelt, in der sie leben, angepasst haben. Ausgangspunkt für die Beschreibung sind die grundlegenden Wirtschaftstypen, weil die Naturverhältnisse sich vorzüglich im Erwerbsleben spiegeln. Soweit machen sich geographische Gesichtspunkte geltend; es handelt sich hier aber nicht um ein eigentlich geographisches Werk. Eine jede Kultur bildet einen arbeitenden Organismus, in dem jeder lebenskräftige Teil in engem Zusammenspiel mit der Gesamtheit wirkt. . . . So bleibt der Hintergrund wohl geographisch, die Beschreibung selbst wird ethnographisch.»

Für den Volkskundler von besonderem Interesse ist das Kapitel über die Lappen. Wie bei der Darstellung der fünf anderen Naturvolkkulturen ist auch hier eine reiche Literatur verarbeitet. Der Verfasser beginnt mit den ersten Nachrichten aus römischer Zeit, wo die Lappen *fenni*, «Finnen», genannt werden, und verfolgt ihre Geschichte – soweit sie von der Archäologie, der Sprachforschung und den alten Quellen erhellt ist – bis in die heutige Zeit.

Die Grundlage der Lappenkultur ist zirkumpolar. Während aber die Eskimo, welche dieselbe zirkumpolare Grundlage besitzen, ans Meer gebunden blieben und zusehends abhängiger von ihm wurden, entwickelte sich die Lappenkultur in die entgegengesetzte Richtung: vom Meer und den Binnengewässern ins Gebirge hinauf und in die Wälder. Die Lappen lebten ursprünglich wohl vom Fang der Seetiere, der Fischerei und der Jagd auf das Wildren. Es wurde wahrscheinlich im eisfreien Inland während des Herbstes gejagt. Dies alles schliesst man aus den Funden der Komsakultur, die – wie man annimmt – von den Vorfahren der Lappen stammt. Vielleicht haben die Lappen den Winter im Landesinnern auch an den Ufern von Flüssen und Seen zugebracht. Mit der Übernahme des Skis eröffneten sich jedenfalls neue Möglichkeiten. Es scheint, dass der Ski keine lappische Erfindung ist, sondern von Sibirien her übernommen wurde. Er setzte die Lappen instand, das Wildren auch im Winter zu verfolgen und machte sie so von den Binnengewässern weitgehend unabhängig. Auch der kufenlose Schlitten bedeutete eine Anpassung an die schneereiche Umgebung. Mit der Zähmung des Rens wandelten sich die Lappen allmählich zu Nomaden, zu Vollnomaden allerdings erst, als sie mit der nordischen Ackerbau- und Viehzuchtkultur in engeren Kontakt traten. Das Nomadenleben machte die alten Torfhütten überflüssig; an ihre Stelle trat das Zelt.

Wenn der skandinavische Einfluss auf die Lappen schon in die Zeit vor den Wikingern reicht und sich durchs ganze Mittelalter bis in unsere Tage fortsetzt, so ist er doch erst heute so stark geworden, dass die Lappen «mehr und mehr in die gemein-nordische und damit gemein-europäische Gesellschaft hinübergleiten.»

Bei den übrigen geschilderten Kulturen geht es um die Australier, die Prärieindianer, die Tuareg, die Powhatan- und Pamlicoindianer, die Maori und – die am Rande behandelte – Städtkultur. Birket-Smith schildert sie höchst anschaulich und aus umfassender Sachkenntnis so, dass das Thema von Umwelt und Kultur sein Relief durch die Darstellung der besonderen kulturell-geschichtlichen Bedingungen erhält. G. Baer

Ausgegeben November 1959

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel